Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 1198. Band.

XII. Serie. 98.

Das Pfarrhaus Framley. Von Anthony Trollope.

Vierter Band.

Wurzen,
Verlags=Comptoir.
1864.

Das
Pfarrhaus Framley.

Ein Roman

von

Anthony Trollope,

Verfasser von: „Doctor Thorne," „Schloß Richmond" ꝛc.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Vierter Band.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1864.

Das Pfarrhaus Framley.

Vierter Band.

Erstes Kapitel.

In welchem der kalte Verstand vorherrscht.

„Es wird am Besten sein, wenn wir nach Plumstead zurückkehren," hatte der Oberdecan Grantly zu seiner Gattin gesagt, als er ihr mitgetheilt, daß seine Aussichten, Bischof von Westminster zu werden, vor der Hand vereitel: seien.

„Es thut mir um Griselda's willen leid," sagte seine Gattin später am Abend, als sie wieder beisammen waren.

„Ich glaubte aber, sie sollte bei Lady Lufton bleiben."

„Das wird sie auch, wenigstens noch einige Zeit. Es giebt Niemanden, dem ich sie, wenn sie ein Mal nicht bei mir selbst sein kann, so gern anvertrauen

möchte, als Lady Lufton. Sie ist Alles, was man wünschen kann."

„Sehr richtig, und insoweit Griselda in Frage kommt, kann ich nicht sagen, daß sie meiner Ansicht nach zu bemitleiden wäre."

„Zu bemitleiden vielleicht allerdings nicht," sagte Mistreß Grantly, „aber Du siehst wohl, daß Lady Lufton ihre eigenen Absichten hat."

„Ihre eigenen Absichten?"

„Es ist kaum noch ein Geheimniß, daß ihr viel daran liegt, eine Heirath zwischen Lord Lufton, ihrem Sohne, und Griselda zu Stande zu bringen, und obschon dies eine ganz annehmbare Partie wäre, wenn —"

„Lord Lufton soll Griselda heirathen?" rief der Oberdecan, indem er die Augenbrauen emporzog. Er hatte bis jetzt über die Zukunft seines Kindes fast noch gar nicht nachgedacht. „So Etwas habe ich mir noch nicht träumen lassen."

„Andere Leute aber haben schon mehr gethan, als davon geträumt. Was die Partie an und für sich betrifft, so glaube ich, daß dagegen Nichts einzuwenden wäre. Lord Lufton wird kein sehr reicher Mann sein, aber sein Besitzthum ist ein ganz anständiges und sein Charakter, in so weit ich ihn kenne, im Ganzen genommen gut. Wenn die beiden jungen Leute einander

lieben, so würde ich mit einer solchen Heirath ganz zufrieden sein. Ich muß jedoch gestehen, daß mir der Gedanke, Griselda ganz allein bei Lady Lufton zu lassen, nicht recht gefallen will. Die Leute werden die Sache als eine abgemachte betrachten, während sie dies doch nicht ist und auch sehr wahrscheinlich nie werden wird — und dies kann dem armen Mädchen Schaden bringen. Sie wird sehr bewundert — dies läßt sich nicht bezweifeln — und Lord Dumbello —"

Der Oberdecan riß die Augen noch weiter auf. Er hatte bis jetzt keine Idee gehabt, daß ihm eine solche Auswahl von Schwiegersöhnen zur Verfügung stände, und die Höhe, auf welche der Ehrgeiz seiner Gattin sich verstieg, machte ihn förmlich schwindlig.

„Ich muß gestehen, daß es mir ärgerlich ist, London jetzt verlassen zu sollen," hob Mistreß Grantly wieder an.

„Es hilft aber ein Mal Nichts," entgegnete der Oberdecan etwas mürrisch, denn er war ein Mann, der in gewissen Beziehungen seinen eigenen Weg zu gehen wünschte und auch wirklich ging.

„O, ich weiß recht wohl, daß es sich nicht ändern läßt," sagte Mistreß Grantly in einem Tone, als ob ihr ein schweres Unrecht zugefügt worden wäre. „Ich weiß wohl, daß es sich nicht ändern läßt. Die arme Griselda!"

Und dann ging sie zu Bett.

Am nächstfolgenden Morgen kam Griselda zu ihr, und in einer streng vertraulichen Unterredung sagte ihre Mutter in Bezug auf die Absichten für ihre Zukunft mehr zu ihr, als sie bis jetzt darüber mit ihr gesprochen.

„Und Papa wird also nicht Bischof von Westminster?“ fragte die junge Dame, als ihre Mutter ihr das verderbliche Thun und Treiben der Riesen in dieser Beziehung möglichst deutlichst auseinander zu setzen gesucht hatte.

„Nein, liebes Kind, wenigstens jetzt nicht.“

„Wie schade! Ich dachte, es wäre schon Alles fest entschieden. Wie werden sich die Proudies freuen!“

Griselda hätte stundenlang über dieses Thema sprechen können, wenn ihre Mutter es ihr gestattet hätte, aber es war nothwendig, daß man auf andere Dinge überging. Deßhalb begann Mistreß Grantly von Lady Lufton zu sprechen, indem sie sagte, was für eine treffliche Frau dieselbe sei, und setzte dann hinzu, Griselda sollte so lange in London bleiben, als es ihrer Freundin und Wirthin gefiele, mit ihr zu bleiben.

Dies werde, meinte sie, höchst wahrscheinlich nicht mehr lange sein, denn es sei bekannt, daß Lady Luf=

ton, wenn sie in London sei, alle Mal nicht schnell genug wieder nach Framley zurückkommen könne.

„Dies Jahr glaube ich jedoch nicht, daß sie sich so sehr beeilen wird, Mama,“ entgegnete Griselda, der es im Monat Mai natürlich in London besser gefiel, als in Plumstead, und der übrigens auch das Wappen an Lady Lufton's Equipage keineswegs unangenehm war.

Und nun begann Mistreß Grantly ihre Auseinandersetzung, obschon sehr vorsichtig.

„Da hast Du Recht, liebes Kind, dieses Jahr wird sie sich nicht so sehr beeilen — das heißt, so lange als Du bei ihr bist.“

„Ja, sie ist sehr freundlich gegen mich.“

„Das weiß ich, und Du bist ihr viel Liebe und Dank schuldig. Ich selbst habe keine Freundin in der Welt, der ich mit größerer Achtung und Zuneigung zugethan wäre. Dies ist auch der Grund, aus welchem ich Dich so gern bei ihr lasse.“

„Dennoch aber wäre es mir lieb, wenn Ihr, Du und Papa, auch dabliebet, das heißt, wenn Papa Bischof geworden wäre.“

„Es kann Nichts nützen, jetzt weiter daran zu denken, liebes Kind. Was ich Dir besonders zu sagen wünsche, ist dieses: Ich glaube, Du mußt von den

Ideen unterrichtet werden, mit welchen Lady Lufton sich trägt."

„Ideen!" wiederholte Griselda, die sich noch niemals um die Gedanken Anderer bekümmert hatte.

„Ja, Griselda; während Du in Framley Court warst und auch, seitdem Du hier in London in Lady Lufton's Hause weilst, mußt Du ihren Sohn Lord Lufton sehr oft zu Gesicht bekommen haben!"

„Er besucht das Haus seiner Mutter hier nicht oft — das heißt nicht *sehr* oft."

„So, so," entgegnete Mistreß Grantly sehr sanft. Sie hätte lieber gar Nichts gesagt, konnte sich aber nicht ganz überwinden. Wenn sie Grund fand, zu glauben, daß Lady Lufton falsch gegen sie sei, so wollte sie ihre Tochter sofort wegnehmen, den Tractat aufheben und sich für das Hartletop-Bündniß bereit machen.

Dies waren die Gedanken, welche ihr durch den Kopf gingen. Dabei wußte sie aber doch, daß Lady Lufton nicht falsch war. Die Schuld lag nicht an Lady Lufton, vielleicht auch nicht ganz an ihrem Sohne. Mistreß Grantly hatte wohl eingesehen, wie begründet die Klage war, welche Lady Lufton gegen ihre Tochter erhoben, und obschon sie natürlich ihr Kind vertheidigt hatte, so gestand sie sich doch selbst, daß Griselda's Aussichten auf eine Verheirathung ersten Ranges

besser sein würden, wenn sie etwas weniger zurückhaltend wäre. Eine Bildsäule wünscht Niemand zu heirathen, selbst wenn sie noch so klassisch schön wäre. Allerdings konnte sie ihre Tochter nicht lehren, lebendiger zu sein, eben so wenig, als sie ihrer Länge eine Elle zusetzen konnte, aber war es nicht möglich, sie wenigstens zu lehren, dies zu scheinen? Die Aufgabe war eine sehr delicate, selbst für die Hand einer Mutter.

„Natürlich kann Lord Lufton hier in London nicht so viel zu Hause sein, als daheim in der Provinz,“ sagte Mistreß Grantly, welche jetzt nothwendig Lord Lufton's Partie nehmen mußte. „Er muß in seinem Club, im Oberhause und noch an zwanzig andern Orten sein.“

„Er besucht sehr gern Gesellschaften und tanzt sehr schön.“

„Davon bin ich überzeugt. Ich habe es selbst gesehen und glaube auch eine Person zu kennen, mit welcher er sehr gern tanzt.“

Und die Mutter drückte ihrer Tochter liebreich die Hand.

„Meinst Du mich, Mama?“

„Ja, ich meine Dich, liebes Kind. Und ist es nicht wahr? Lady Lufton sagt, er tanze mit Dir lieber, als mit irgend einer andern Dame in London.“

„Das weiß ich weiter nicht," sagte Griselda, indem sie die Augen zu Boden schlug.

Mistreß Grantly dachte, es sei dies im Ganzen genommen ein ganz guter Anfang, und fuhr in immer noch vorsichtiger Weise fort:

„Wenigstens sagt Lady Lufton es. Sie meint, ihr Sohn tanze mit Dir am Liebsten. Was meinst Du selbst dazu, Griselda?"

„Ich weiß es nicht, Mama."

„Aber junge Damen müssen über dergleichen Dinge nachdenken."

„Wirklich, Mama?"

„Ich glaube es wenigstens. Du mußt nämlich wissen, Griselda, daß Lady Lufton glaubt — kannst Du nicht errathen, was sie glaubt?"

„Nein, Mama," sagte Griselda, aber dies war eine kleine Lüge.

„Sie glaubt, meine Griselda werde für ihren Sohn die beste Gattin sein, die er in der Welt finden könne, und ich denke dasselbe. Ich glaube, ihr Sohn ist ein sehr glücklicher Mann, wenn er ein solches Weib bekommen kann. Und was denkst Du, Griselda?"

„Ich denke gar Nichts, Mama."

„Aber das geht nicht so, liebes Kind. Du mußt denken!" rief Mistreß Grantly. „Du mußt mit Dir einig werden, welche Antwort Du geben würdest, wenn

Lord Lufton sich um Deine Hand bewürbe, wie seine Mutter so lebhaft wünscht."

„Aber er wird das nie thun, Mama."

„Wenn er es nun doch thäte?"

„Ich bin fest überzeugt, daß er es nicht thun wird. Er denkt an so Etwas nicht, und — und —"

„Nun was, liebes Kind?"

„Ich weiß es nicht, Mama."

„Aber gegen mich wirst Du Dich doch aussprechen, liebes Kind. Ich habe ja Nichts im Auge, als Dein Glück. Lady Lufton glaubt, eben so wie ich, daß es eine glückliche Heirath sein würde. Sie glaubt, ihr Sohn liebe Dich. Wenn er aber zehn Mal Lord Lufton wäre, so würde ich Dich nicht quälen, wenn ich glaubte, Du könntest ihn nicht lieben. Was wolltest Du sagen, liebes Kind?"

„Lord Lufton hat Lucy Robarts weit lieber, als — als — als sonst Jemanden, glaube ich," sagte Griselda plötzlich, ein Wenig lebendiger werdend, „obschon sie ein plumpes, kleines, schwarzes Ding ist."

„Lucy Robarts!" sagte Mistreß Grantly ein Wenig überrascht, zu finden, daß ihre Tochter von einer solchen Leidenschaft wie Eifersucht bewegt werden konnte, und indem sie sich zugleich vollkommen überzeugt fühlte, daß nach dieser Richtung hin kein möglicher Grund zur Eifersucht vorhanden sein könnte.

„Lucy Robarts, liebes Kind! Ich glaube nicht, daß Lord Lufton jemals anders, als aus purer Höflichkeit mit ihr gesprochen hat."

„O doch, Mama. Entsinnst Du Dich nicht mehr, wie es in Framley war?"

Mistreß Grantly begann zurückzudenken und glaubte sich wirklich zu erinnern, daß sie ein Mal Lord Lufton in ziemlich vertrauter Weise mit der Schwester des Vicars sprechen gesehen. Dennoch war sie überzeugt, daß weiter Nichts dahinter gewesen sei. Wenn dies der Grund war, aus welchem Griselda sich gegen Lord Lufton so kalt zeigte, so ließ sich dem sofort abhelfen.

„Jetzt, wo Du sie nennst, entsinne ich mich der jungen Dame auch," entgegnete Mistreß Grantly. „Es war eine kleine Brünette ohne viel Figur. Es schien mir, als hielte sie sich sehr im Hintergrunde."

„Das weiß ich weiter nicht, Mama."

„Aber, meine liebe Griselda, deßwegen wirst Du Dir doch nicht allerhand Gedanken machen? Lord Lufton ist natürlich verpflichtet, gegen jede junge Dame im Hause seiner Mutter höflich zu sein, und ich bin überzeugt, daß er in Bezug auf Miß Robarts keine andere Idee hat. Von ihrem Verstand und ihrer Bildung kann ich allerdings nicht sprechen, denn ich kann mich nicht entsinnen, daß sie in meiner Gegen=

wart nur ein einziges Mal den Mund aufgethan hätte, aber —"

„O, wenn sie will, so weiß sie sehr viel und sehr gut zu sprechen. Sie ist ein schlaues kleines Ding."

„Aber jedenfalls besitzt sie doch nicht die mindesten persönlichen Reize und ich glaube nicht, daß Lord Lufton der Mann ist, der sich durch irgend Etwas, was Miß Robarts thun oder sagen könnte, gewinnen ließe."

Bei den Worten „persönliche Reize" wendete Griselda verstohlen den Hals so, daß sie sich in einem der Spiegel von der Seite erblicken konnte, und dann richtete sie sich gerade, spielte mit den Augen und sah, wie ihre Mutter dachte, sehr gut aus.

„Mir kann es natürlich einerlei sein, Mama," sagte sie.

„Das weiß ich wohl, liebes Kind. Es ist durchaus nicht mein Wunsch, Deinen Gefühlen auch nur den leisesten Zwang anzuthun. Wenn ich zu Deinem guten Verstande und Deinen festen Grundsätzen nicht das unbedingteste Vertrauen hätte, so würde ich nicht auf diese Weise mit Dir sprechen. Da dies aber der Fall ist, so hielt ich für das Beste, Dir zu sagen, daß sowohl Lady Lufton, als auch ich uns sehr freuen würden, wenn wir glauben könnten, daß Ihr, Lord Lufton und Du, Liebe zu einander hättet."

„Ich bin überzeugt, daß er nie an so Etwas denkt, Mama."

„Und was Lucy Robarts betrifft, so bitte ich Dich, Dir diese Gedanken aus dem Sinne zu schlagen. Du solltest dem jungen Lord in dieser Beziehung bessern Geschmack zutrauen."

Es war jedoch nicht so leicht, Griselda irgend Etwas aus dem Kopfe zu bringen, was sie sich ein Mal hineingesetzt hatte.

„Was den Geschmack betrifft, Mama, so läßt sich darüber nicht streiten," sagte sie, und damit war das Gespräch über dieses Thema zu Ende.

Das Ergebniß, welches es auf Mistreß Grantly's Gemüth äußerte, war eine fast an Ueberzeugung grenzende Meinung zu Gunsten der Dumbello-Frage.

Zweites Kapitel.

In welchem das warme Gefühl vorherrscht.

Meine Leser werden sich hoffentlich noch Alle erinnern, wie Puck, der Pony, während jener Fahrt nach Hogglestock geprügelt ward. Es läßt sich annehmen, daß Puck selbst bei dieser Gelegenheit nicht viel Schmerzen litt. Sein Fell war nicht so weich, wie Fanny's Herz. Er war gut gemästet, und wenn die Peitsche ihn berührte, that er einen Sprung und schüttelte seine kleinen Ohren und lief zwanzig Schritt weit mit äußerster Schnelligkeit, damit seine Herrin glauben sollte, es habe ihm fürchterlich wehe gethan. In der That aber war Puck während dieser Peitschenhiebe nicht der, welcher den größten Schmerz empfand.

Lucy war durch den Drang ihrer eigenen Gefühle und durch die Unmöglichkeit, die Angemessenheit einer Heirath zwischen Lord Lufton und Miß Grantly zuzugestehen, gezwungen worden, zu erklären, daß sie Lord Lufton lieb habe, wie einen Bruder.

Sie hatte dies — und mehr noch als dies — schon oft zu sich selbst gesagt. Jetzt aber hatte sie es laut zu ihrer Schwägerin gesagt, und sie wußte, daß Das, was sie gesagt, wohl gemerkt und überlegt ward, und daß es in gewissem Grade die Ursache einer veränderten Handlungsweise geworden war.

Fanny erwähnte die Luftons in der zufälligen Unterhaltung sehr selten und sprach von Lord Lufton nur dann, wenn sie in Folge einer von ihrem Gatten gemachten Bemerkung nicht anders konnte.

Lucy hatte bei mehr als einer Gelegenheit diesem Uebelstand abzuhelfen gesucht, indem sie von dem jungen Lord in lachendem und vielleicht halb spöttischem Tone sprach, sarkastische Bemerkungen über seine Jagdliebhaberei machte und sogar seine angebliche Liebe zu Griselda lächerlich zu machen suchte.

Sie fühlte aber, daß ihr dies nicht gelang, wenigstens nicht Fanny gegenüber, und was ihren Bruder betraf, so sah sie ein, daß diesem dadurch die Augen eher geöffnet, als geschlossen werden würden.

Demzufolge gab sie diese Bemühungen auf und

sprach aber Lord Lufton weiter kein Wort. Ihr Geheimniß war heraus, und sie fühlte es.

Zu dieser Zeit waren die beiden Damen mit einander sehr oft allein in dem Gesellschaftszimmer des Pfarrhauses, öfter vielleicht, als dies seit Lucy's Anwesenheit hier jemals der Fall gewesen.

Lady Lufton war in London und der fast tägliche Besuch in Framley Court ward daher nicht gemacht.

Mark war sehr oft in Barchester, wo er ohne Zweifel sehr schwere Pflichten zu erfüllen hatte, ehe er als Mitglied des Domcapitels aufgenommen werden konnte.

Eigentlich wohnhaft war er noch nicht in Barchester, denn das Haus war nicht im Stande. Dies war wenigstens der angenommene Grund. Die Effecten des Doctor Stanhope, des verstorbenen Pfründners, waren noch nicht weggeschafft, und es stand hier auch noch einiger Verzug zu erwarten, weil mehrere Gläubiger ihre Rechte auf diese Sachen geltend machten.

Für einen Mann, welcher die ihm zukommende Wohnung sobald als möglich zu beziehen gewünscht, wäre dies vielleicht sehr störend gewesen, bei Mr. Robarts aber war dies durchaus nicht der Fall, und wenn Doctor Stanhope's Familie oder Gläubiger das

Haus noch ein ganzes Jahr im Besitz behielten, so war ihm dies gerade recht.

Auf diese Weise ward er in den Stand gesetzt, den ersten Monat seiner Abwesenheit von der Kirche in Framley durchzumachen, ohne von Lady Lufton beobachtet zu werden, denn diese befand sich während dieser ganzen Zeit in London. Dies war ebenfalls ein Glücksumstand und lehrte unsern jungen Pfründner sein neues Amt mit günstigerem Auge betrachten, als er bis jetzt gethan.

Fanny und Lucy blieben auf diese Weise sehr häufig allein, und das Herz ist unter solchen die Vertraulichkeit begünstigenden Umständen vorzugsweise geneigt, sich auszusprechen.

Lucy war anfangs fest entschlossen, die äußerste Zurückhaltung zu bewahren. Sie wollte nie ihre Liebe gestehen, sie wollte ihren Kampf tapfer in der eigenen Brust ausfechten und ihren Feind gänzlich besiegen. Niemand sollte Etwas davon erfahren.

So war ihr Entschluß, aber am Ende der ersten Woche ward derselbe über den Haufen geworfen.

Sie hatten einen ganzen langen regnerischen Tag im Hause zugebracht, und da Mark in Barchester bei dem Decan speis'te, so hatten sie mit den Kindern auf dem Schooße ihre Mahlzeit sehr frühzeitig eingenom-

men. Die Frauen pflegen dies zu thun, wenn ihre Gatten sie sich selbst überlassen.

Die Abenddämmerung brach schon ein und sie saßen, nachdem die Kinder zu Bett gebracht worden, immer noch im Gesellschaftszimmer, als Fanny zum fünften Male seit ihrem Besuch in Hogglestock den Wunsch auszusprechen begann, etwas Nachhaltiges für die Crawleys zu thun, ganz besonders für Grace Crawley, welche, während sie so neben ihrem Vater stand und unregelmäßige griechische Zeitwörter lernte, ihr als ein ganz besonderer Gegenstand des Mitleids erschienen war.

„Ich weiß nur gar nicht, wie ich es anfangen soll," sagte Fanny.

Jede Anspielung auf jenen Besuch in Hogglestock erinnerte Lucy alle Mal an den Gegenstand, welcher ihre Gedanken damals hauptsächlich beschäftigt hatte. Sie interessirte sich daher für Grace Crawley nicht so lebhaft, wie sie eigentlich gesollt hätte.

„Ja, das weiß man in der Regel nicht," antwortete sie.

„Schon auf unserer Heimfahrt dachte ich während des ganzen Weges darüber nach," sagte Fanny. „Die Schwierigkeit ist diese: Was können wir mit dem Mädchen beginnen?"

„Freilich," sagte Lucy und entsann sich genau

der Stelle der Landstraße, wo sie erklärt hatte, daß sie Lord Lufton wirklich sehr lieb habe.

„Wenn wir sie erst einen Monat hierher nähmen und dann in die Schule schicken könnten — ich weiß aber, daß Mr. Crawley uns nicht erlauben würde, das Schulgeld für sie zu bezahlen."

„Das glaube ich auch nicht," sagte Lucy, deren Gedanken von Mr. Crawley und seiner Tochter Grace weit entfernt waren.

„Und dann würden wir auch nicht wissen, was wir hier mit ihr anfangen sollten."

„Gewiß nicht."

„Es wäre ganz verkehrt, wenn wir das arme Mädchen hierher zu uns in's Haus nehmen wollten, wenn nicht zugleich Jemand sie in irgend Etwas unterrichtete. Griechische Zeitwörter wird Mark sie nicht lehren."

„Das glaube ich auch nicht."

„Lucy, Du merkst nicht auf Das, was ich sage. Ich glaube, Du weißt schon seit einer Stunde nicht, wovon ich spreche."

„O doch — von Grace Crawley. Ich will gern versuchen, sie zu unterrichten, wenn Du willst. Freilich verstehe ich selbst nicht viel."

„Das war durchaus nicht meine Meinung, und Du weißt auch, daß ich von Dir nicht verlangen

würde, eine solche Last auf Dich zu nehmen. Aber ich sollte meinen, Du könntest die Sache wenigstens mit mir besprechen."

„Ei ja wohl. Was meintest Du? — Ach richtig, Du wolltest wissen, wer Grace Crawley die unregelmäßigen griechischen Zeitwörter lehren soll. Ach, liebe Fanny, ich habe fürchterliches Kopfweh — ich bitte Dich, sei mir nicht böse!"

Und mit diesen Worten warf Lucy sich auf dem Sopha zurück, drückte die Hand auf die Stirn und gab den Kampf auf. Fanny eilte sofort auf sie zu.

„Meine gute Lucy," rief sie, „wie kommt es, daß Du jetzt so oft Kopfweh hast? Sonst pflegte dies nicht der Fall zu sein."

„Ach, es ist blos meine Albernheit — ich bitte Dich, achte nicht weiter darauf. Wir wollen weiter von der armen Grace sprechen. Willst Du vielleicht eine Lehrerin für sie annehmen?"

„Ich sehe, daß Du nicht wohl bist, Lucy," sagte Fanny mit einem Blick inniger Theilnahme. „Was fehlt Dir, Theuerste?"

„Nein, nein, es fehlt mir Nichts — wenigstens Nichts, was der Mühe verlohnte, davon zu sprechen. Zuweilen ist es mir, als thäte ich besser, wenn ich nach Devonshire zurückkehrte und dort lebte. Ich könnte

einige Zeit bei Blanche bleiben und mir dann eine Wohnung in Exeter miethen."

„Du willst nach Devonshire zurückkehren?" rief Fanny mit einem Blick, als ob sie glaubte, ihre Schwägerin müsse den Verstand verloren haben.

„Warum willst Du fort von uns? Du solltest ja unser Haus als Deine nunmehrige Heimath betrachten!"

„Ach, Fanny, ich bin sehr thöricht gewesen. Ich glaube nicht, daß ich hier bleiben kann, und wie sehr wünschte ich, niemals hierher gekommen zu sein! Ja, ja, so ist es, obschon Du mich mit so fürchterlichem Blick ansiehst."

Mit diesen Worten sprang sie auf, warf sich in die Arme ihrer Schwägerin und begann sie heftig zu küssen.

„Du weißt, Fanny, daß ich Dich liebe," fuhr sie dann fort. „Du weißt, daß ich mein ganzes Leben lang mit Dir und bei Dir zubringen könnte, aber —"

„Hat Mark vielleicht Etwas gesagt?" fragte Fanny.

„Nein — kein Wort, keine Silbe. Um Mark handelt es sich nicht."

„Ach, Lucy, ich fürchte, ich weiß, was Du meinst," sagte nun Fanny in leisem, zitterndem

Tone, während sich tiefer Kummer auf ihrem Antlitz malte.

„Freilich weißt Du es — Du weißt es längst. Du weißt es seit jenem Tage, wo wir nach Hoggle-stock fuhren. Ich wußte, daß Du es wußtest. Du wagst blos nicht, seinen Namen zu nennen. Ach, vor Mark kann ich heucheln, aber vor Dir hält meine Heuchelei nicht Stand. Ach, wäre es nicht wirklich besser, wenn ich wieder nach Devonshire ginge?"

„Meine gute, theure Lucy!"

„Ach, was für Thörinnen doch wir Mädchen sind! Und ich war so stolz auf meine Stärke, so überzeugt, daß ich niemals sentimental werden könnte! Ich war so fest entschlossen, ihn zu lieben, wie Mark oder wie Dich —"

„Ich werde ihm gar nicht mehr gewogen sein, wenn er vielleicht Worte zu Dir gesprochen hat, die er nicht hätte sprechen sollen."

„Aber das hat er ja nicht gethan! Er hat nie ein Wort zu mir gesprochen, wegen dessen Du ihm zürnen könntest — ausgenommen vielleicht, daß er mich mehrmals Du nannte, und daran war ich selbst schuld, nicht er."

„Wahrscheinlich, weil Du sentimental wurdest."

„Ach, Fanny, Du kannst nicht glauben, was für eine unbeschreibliche Närrin ich bin! — Er erzählte

mir, er habe meinen Vater gekannt und er sei mit Mark in die Schule gegangen, und da er auch mit Dir sehr gut befreundet sei, so müsse er mit mir ebenfalls gut Freund werden. Ach, wie gut kennt seine Mutter die Welt und die Menschen! Ich hätte ihn niemals ansehen sollen."

„Aber, theuerste Lucy —"

„Ich weiß, was Du sagen willst, und gebe Alles zu. Er ist kein Held. Er hat durchaus nichts Wunderbares an sich. Ich habe nie ein Wort der Weisheit oder auch nur einen einzigen poetischen Gedanken von ihm vernommen. Er beschäftigt sich fast mit nichts Anderem, als daß er hinter einem Fuchs hergaloppirt, oder einen armen Vogel erlegt. In meinem ganzen Leben habe ich nicht gehört, daß er auch nur eine einzige große oder rühmliche That vollbracht hätte — und dennoch —"

Fanny war über die Art und Weise, auf welche ihre Schwägerin sprach, so erstaunt, daß sie kaum wußte, was sie sagen sollte.

„Er ist, glaube ich, wenigstens ein vortrefflicher Sohn," hob sie endlich an.

„Ausgenommen, wenn er nach Gatherum Castle geht. Ich will Dir sagen, was er hat. Er hat schöne gerade Beine, eine glatte Stirn, ein gutmüthiges Lächeln und weiße Zähne. War es wohl möglich,

eine solche Zusammenstellung von Vollkommenheiten zu sehen und sich nicht darein zu verlieben? Doch nein, dies war es nicht, was mich besiegte, Fanny. Sein Rang und Titel war es vielmehr, der dies that. Noch nie in meinem Leben hatte ich mit einem Lord gesprochen. Ach, was für eine Närrin bin ich gewesen!"

Und nun brach sie in Thränen aus.

Fanny ward, die Wahrheit zu gestehen, aus der armen Lucy nicht recht klug. Es war augenscheinlich, daß ihr Herzensjammer kein erheuchelter war. Aber dennoch sprach sie von sich selbst und ihren Schmerzen in so ironischem, so nahe an Scherz streifendem Tone, daß es schwer war, zu sagen, wie weit sie es ernst meine. Jetzt aber, wo sie geradezu in Thränen ausbrach und vor Aufregung fast athemlos war, konnte Fanny nicht länger schweigen.

„Ich bitte Dich, theuerste Lucy, sprich nicht so," sagte sie. „Es wird sich Alles ausgleichen und wieder in's rechte Gleis kommen, wie stets der Fall ist, wenn Niemand unrecht gehandelt hat."

„Ja, wenn Niemand unrecht gehandelt hat," entgegnete Lucy. „Ich will Dir aber Etwas sagen, Fanny. Ich will mich nicht werfen lassen. Ich will mich entweder selbst umbringen, oder mich durchkämpfen. Ich schäme mich so herzlich vor mir

selbst, daß ich es mir schuldig bin, den Kampf auszufechten."

„Welchen Kampf denn, Theuerste?"

„Diesen. Jetzt, hier, in dem gegenwärtigen Augenblick könnte ich Lord Lufton nicht begegnen. Ich müßte davonrennen wie ein gescheuchtes Huhn, wenn er sich nur von ferne zeigte, und ich würde nicht wagen, nur aus dem Hause zu gehen, wenn ich wüßte, daß er im Kirchspiel anwesend sei."

„Das sehe ich nicht ein, denn ich bin überzeugt, daß Du Dir Nichts vergeben hast."

„Nein, das nicht; was mich selbst betrifft, so glaube ich, habe ich das Lügen und Heucheln sehr schön besorgt. Aber, theuerste Fanny, Du kennst noch nicht die Hälfte und Du kannst und darfst auch nicht mehr erfahren."

„Aber ich dächte, Du hättest gesagt, es habe durchaus kein Verhältniß zwischen Euch bestanden?"

„Ich habe Dir nie ein Wort gesagt, was nicht vollkommen wahr gewesen wäre. Ich sagte, er habe Nichts gesprochen, wodurch er sich eines Unrechtes schuldig gemacht hätte. Ganz gewiß war es auch nichts Unrechtes, wenn er —. Doch lassen wir Das. Ich will Dir sagen, was ich zu thun gedenke. Ich habe es mir die ganze vergangene Woche überlegt — aber Mark darf es nicht erfahren."

„Wenn ich an Deiner Stelle wäre, so würde ich ihm Alles sagen.“

„Wie, Mark sollte ich es sagen! Wenn Du es vielleicht thust, Fanny, so spreche ich in meinem Leben kein Wort wieder mit Dir!“

Fanny mußte erklären, daß sie durchaus nicht die Absicht habe, Mark Etwas zu sagen, und ließ sich überdies noch bereden, feierlich zu versprechen, ihm Nichts eher mitzutheilen, als bis sie speciell dazu autorisirt würde.

„Ich werde mich in die Einsamkeit zurückziehen,“ fuhr Lucy fort, „dies wird das Beste für mich sein; und dann werde ich mich kasteien, bis ich mich selbst wiedergefunden habe.“

Fanny konnte trotz ihres tiefen Mitgefühls nicht umhin, zu lächeln, und es lag auch dann und wann selbst in Lucy's Miene Etwas, was fast komisch zu nennen war.

„Immer lache mich aus,“ sagte sie. „Nichts ist mir wohlthätiger, als dies — ausgenommen vielleicht Hunger und die Peitsche. Sage mir doch, daß ich eine einfältige Närrin bin, mich für einen Mann zu interessiren, weil er hübsch aussieht und ein Lord ist.“

„Aber dies ist nicht der alleinige Grund Deiner Zuneigung. Lord Lufton besitzt noch weit mehr anziehende Eigenschaften, und da ich ein Mal sprechen

muß, liebe Lucy, so kann ich nicht umhin, zu sagen, daß ich mich durchaus nicht wundern würde, Dich in ihn verliebt zu sehen, wenn —"

„Wenn, sagst Du? Heraus damit! Gehe nicht erst lange um die Sache herum und glaube nicht, daß ich Dir zürne, weil Du mich ausschiltst."

„Ich meine, Du solltest Dich nicht eher für diesen oder irgend einen andern Mann interessiren, so lange Dir derselbe nicht gezeigt hat, daß er sich für Dich interessirt."

„Ach, Lady Lufton ist an Allem schuld! Sie horchte mich aus und warnte mich, und dann, dann — warum soll Lady Lufton stets ihren Willen haben? Warum soll ich für sie geopfert werden? Ich habe nicht verlangt, sie oder sonst Einen ihrer Angehörigen kennen zu lernen."

„Ich kann mir nicht denken, daß Du Ursache hast, Lady Lufton oder vielleicht überhaupt Jemanden zu tadeln."

„Nun gut, ja, ich bin an Allem selbst schuld, obschon ich Dir zuschwören kann, Fanny, daß ich, mag ich zurückblicken, so weit ich will, nicht sehen kann, wo und wann ich den ersten Fehltritt gethan habe. Ein Unrecht habe ich gethan und gleichwohl ist es das Einzige, was ich nicht bereue."

„Und was war dies, Lucy?"

„Ich belog ihn."

Fanny tappte gänzlich im Finstern, und da sie dies fühlte, so wußte sie auch, daß sie nicht als Freundin oder Schwester einen guten Rath geben könnte. Lucy hatte, wie Fanny sich zu erinnern glaubte, mit der Erklärung begonnen, daß zwischen ihr und Lord Lufton nur Worte von höchst trivialer Bedeutung gewechselt worden, und dennoch klagte sie jetzt sich der Lüge an und erklärte dabei, diese Lüge sei das Einzige, was sie nicht bereue.

„Ich will es nicht hoffen," sagte Fanny. „Wenn Du es wirklich gethan hast, so bist Du Dir gänzlich untreu geworden."

„Aber ich habe es gethan, und wäre er wieder hier und spräche auf dieselbe Weise zu mir, so würde ich diese Lüge nochmals wiederholen. Ich weiß, daß ich dies thun würde. Wenn ich es nicht thäte, so hätte ich die ganze Welt gegen mich. Du würdest mir zürnen und kalt gegen mich sein. Meine liebe Fanny, wie würdest Du mich ansehen, wenn ich mich Dir wirklich mißfällig machte!"

„Ich glaube nicht, daß Du dies thun wirst, Lucy."

„Aber wenn ich ihm die Wahrheit sagte, so würde dies geschehen. Sprich, Fanny — doch nein. Du brauchst nicht zu sprechen. Es war nicht die

Furcht vor Dir, ja nicht ein Mal die Furcht vor ihr, obschon der Himmel weiß, daß ihr furchtbares Schmollen ganz unerträglich sein würde."

„Ich verstehe Dich nicht, Lucy. Welche Wahrheit oder Unwahrheit kannst Du ihm gesagt haben, wenn, wie Du sagst, blos ganz gewöhnliche Dinge zwischen Euch besprochen worden sind?"

Lucy erhob sich nun von dem Sopha und ging zwei Mal das Zimmer seiner ganzen Länge nach auf und ab, ehe sie sprach.

Fanny besaß die ganze gewöhnliche Neugier eines Weibes, überdies aber auch die ganze Liebe einer Schwester. Sie war nicht blos neugierig, sondern auch besorgt, und blieb sitzen, wo sie saß, während sie ihre Blicke schweigend auf Lucy heftete.

„Habe ich das gesagt?" entgegnete diese endlich. „Nein, Fanny; Du hast mich falsch verstanden — das habe ich nicht gesagt. Ich wollte Dir erzählen, was er gesagt hat, nachdem ich eine solche Närrin geworden war, denn von dieser Zeit an hat er mehr gesagt."

„Aber was denn, Lucy?"

„Ach, ich möchte Dir's so gern anvertrauen, wenn ich nur wüßte, daß Du verschwiegen sein könntest. Wenn Du dies sein zu können glaubst, so versichere es mir; wenn Du aber an Dir selbst zweifelst,

wenn Du glaubst, es wenigstens Mark mittheilen zu müssen, dann laß uns schweigen."

Für Fanny lag hierin etwas fast Unheimliches. Bis jetzt, seit ihrer Verheirathung, hatte sie kaum einen Gedanken gehabt, den sie nicht mit ihrem Gatten getheilt hätte. Alles dies kam jetzt so plötzlich über sie, daß sie nicht im Stande war, zu überlegen, ob es gut wäre, wenn sie die Bewahrerin eines solchen Geheimnisses würde, welches sie nicht ein Mal ihrem Gatten, Lucy's Bruder, mittheilen durfte.

Wann aber ward wohl jemals ein Geheimniß angeboten und abgelehnt? Wer lehnte jemals wenigstens ein Liebesgeheimniß ab? Welche Schwester könnte das thun?

Fanny gab daher das verlangte Versprechen, indem sie dabei Lucy's Haar glatt strich, sie auf die Stirn küßte und ihr in die Augen schaute, welche gleich dem Regenbogen durch die Thränen nur um so höhern Glanz erhielten.

„Was sagte er denn zu Dir, Lucy?" fragte Fanny.

„Weiter Nichts, als daß er mich aufforderte, sein Weib zu werden."

„Lord Lufton hat Dir also einen förmlichen Heirathsantrag gemacht?"

„Ja. Zuweilen kommt es mir vor, als wäre es

ein Traum gewesen, Fanny, aber es war kein Traum. Hier stand er, hier auf diesem selben Platz, auf dieser Blume des Teppichs, und bat mich wohl zehn Mal, sein Weib zu werden."

„Und was gabst Du ihm zur Antwort?"

„Ich belog ihn und sagte, ich liebte ihn nicht."

„Du wiesest ihn ab?"

„Ja, ich gab einem Lord einen Korb! Liegt in einem solchen Gedanken nicht Genugthuung und Stolz? War es unrecht von mir, Fanny, diese Lüge auszusprechen?"

„Und warum wiesest Du ihn ab?"

„Warum? Und das fragst Du? Denke nur, wie schön es gewesen wäre, wenn ich nach Framley Court gekommen wäre und der Lady im Laufe der Conversation gesagt hätte, ich sei mit ihrem Sohne verlobt! Denke Dir Lady Lufton in einer solchen Situation! Aber dennoch war es nicht das, Fanny. Hätte ich geglaubt, es wäre gut für ihn und er würde es nicht bereuen, so hätte ich Allem getrotzt — um seinetwillen — selbst Deinem Zorne, denn Du würdest mir gezürnt haben. Du hättest es für eine Frevelthat von mir gehalten, wenn ich Lord Lufton geheirathet hätte."

Fanny wußte kaum, was sie sagen oder was sie denken sollte. Es war eine Sache, welche reifliche

Ueberlegung erforderte, ehe sich ein Rath in Bezug darauf ertheilen ließ, und Lucy erwartete gleichwohl diesen Rath von ihr in diesem Augenblick.

Wenn Lord Lufton wirklich Lucy Robarts liebte und von dieser wieder geliebt ward, warum sollten diese Beiden nicht Mann und Weib werden? Und dennoch fühlte sie, daß es, wenn auch vielleicht nicht eine Frevelthat, wie Lucy gesagt, doch etwas fast eben so Störendes sein würde. Was mußte Lady Lufton sagen, denken oder fühlen?

Was mußte sie besonders in Bezug auf das Pfarrhaus sagen, denken oder fühlen, von welchem aus ein so tödtlicher Streich sie traf? Mußte sie nicht den Vicar und dessen Weib der schwärzesten Undankbarkeit anklagen? War wohl das Leben in Framley unter solchen Umständen zu ertragen?

„Was Du mir sagst, überrascht mich so sehr, daß ich kaum weiß, was ich dazu sagen soll," entgegnete Fanny.

„Nicht wahr, es ist entsetzlich? Lord Lufton muß in jenem Augenblicke den Verstand verloren gehabt haben — eine andere Entschuldigung läßt sich für ihn nicht denken. Ich möchte wissen, ob so Etwas in der Familie liegt."

„Wie? Du glaubst, der Wahnsinn sei in dieser Familie erblich?" fragte Fanny in vollem Ernst.

„Nun, glaubst Du nicht selbst, daß er von Sinnen gewesen sei, als ihm eine solche Idee in den Kopf kam? Aber Du glaubst es nicht, ich sehe es wohl, und doch ist es so wahr, wie daß die Sonne am Himmel steht."

„Und Du wolltest seine Liebe nicht annehmen?"

„Nein, ich wollte Nichts davon wissen. Sieh', ich stand hier und legte die Hand auf's Herz — denn er forderte mich auf, dies zu thun — und ich sagte, daß ich ihn nicht lieben könnte."

„Und was geschah dann weiter?"

„Er ging fort — mit einem Blick, als bräche ihm das Herz. Er schlich langsam davon und sagte, er sei der elendeste Mensch, den die Erde trüge. Eine Minute lang glaubte ich ihm und hätte ihn beinahe zurückgerufen. Aber nein, Fanny, glaube nicht, daß ich auf meinen Sieg allzu stolz sei, oder mir Etwas darauf einbilde. Lord Lufton hatte noch nicht das Thor erreicht, so dankte er schon Gott dafür, daß er so glücklich der Gefahr entronnen war."

„Das glaube ich nicht."

„Aber ich glaube es, und ich dachte auch an Lady Lufton. Wie hätte ich es ertragen können, von ihr verachtet und beschuldigt zu werden, ihr das Herz ihres Sohnes gestohlen zu haben? Ich weiß, daß es so besser ist, aber sage mir, ist eine Lüge stets unrecht,

oder ist es möglich, daß der Zweck das Mittel heilige? Hätte ich ihm die Wahrheit sagen und ihn wissen lassen sollen, daß ich fast den Boden hätte küssen können, auf welchem er stand?"

Dies war eine Frage, deren Beantwortung Fanny nicht übernehmen zu können glaubte. Es war dies eine Sache, welche Lucy mit ihrem eigenen Gewissen abmachen mußte.

„Und was soll ich nun thun?" fragte Lucy, immer noch in halb tragischem, halb komischem Tone sprechend.

„Was Du thun sollst?" wiederholte Fanny.

„Ja, irgend Etwas muß geschehen. Wenn ich ein Mann wäre, so ginge ich natürlich nach der Schweiz, oder, da der Fall ein sehr schlimmer ist, vielleicht bis nach Ungarn. Was soll aber ein Mädchen thun? Sich zu Tode zu grämen, ist, glaube ich, nicht mehr modern."

„Lucy, ich glaube nicht, daß Dir auch nur das Mindeste an Lord Lufton gelegen ist. Wenn Du ihn wirklich liebtest, so würdest Du nicht so reden."

„So ist's recht. Das ist meine einzige Hoffnung. Wenn ich über mich selbst lachen könnte, bis Dir die Sache unglaublich würde, dann könnte ich auch allmählich aufhören, zu glauben, daß ich mich für ihn interessirt. Aber, Fanny, es ist sehr hart. Müßte

ich Hunger leiden und vor Tagesanbruch aufstehen, und irgend eine garstige Arbeit verrichten, wie zum Beispiel Töpfe und Tiegel scheuern und Leuchter putzen, so glaube ich, daß dies noch das Wohlthätigste für mich wäre. Ich habe noch ein Stück Sackleinwand und gedenke dieses zu tragen, sobald ich es zusammengenäht habe."

„Jetzt redest Du im Scherz, Lucy."

„Nein, es ist mein völliger Ernst. Wie soll ich in Uebereinstimmung mit meinem Herzen handeln, wenn ich es nicht durch das Fleisch und Blut thue?"

„Betest Du nicht zu Gott, daß er Dir Kraft gebe, diese Anfechtungen zu tragen?"

„Aber wie soll ich mein Gebet oder meine Wünsche in Worte kleiden? Ich weiß nicht, worin das Unrecht besteht, das ich gethan habe. Ich sage es dreist heraus — in dieser Sache kann ich nicht einsehen, inwiefern ich gefehlt habe. Ich habe einfach gefunden, daß ich eine Närrin gewesen bin."

Es war jetzt ganz finster im Zimmer, oder würde wenigstens für Jeden, der es in diesem Augenblicke betreten, so gewesen sein. Die Augen der beiden Damen hatten sich allmählich an das Dunkel gewöhnt, und sie würden noch immer kein Licht geholt haben, wenn sie nicht plötzlich durch den Schall von Hufschlägen aufgeschreckt worden wären.

„Da kommt Mark,“ sagte Fanny, indem sie aufsprang und die Klingel zog, um Lichter bringen zu lassen.

„Ich glaubte, er bliebe diese Nacht in Barchester,“ bemerkte Lucy.

„Ich glaubte es auch, er sagte aber, es sei zweifelhaft. Was sollen wir thun, wenn er vielleicht noch nicht dinirt hat?“ fragte Fanny.

Es ist dies, glaube ich, stets der erste Gedanke eines guten Weibes, wenn der Mann nach Hause kommt: Hat er gespeis't? Was kann ich ihm vorsetzen? Wird es ihm auch schmecken? O, mein Himmel, ich habe Nichts im Hause, als kalten Braten!

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit aber hatte der Hausherr wirklich dinirt und strahlte von guter Laune, die vielleicht zum Theil in dem Claret des Decans ihren Grund hatte.

„Ich habe,“ antwortete er auf eine Frage Fanny's, „den Leuten dort gesagt, daß sie das Haus noch zwei Monate behalten können, und sie sind mit diesem Arrangement einverstanden.“

„Das ist sehr angenehm,“ sagte Fanny.

„Und ich glaube nicht, daß die Reparaturen uns gar so viel Unkosten machen werden,“ setzte Mark hinzu.

„Das freut mich,“ sagte Fanny. Nichtsdesto=

weniger aber dachte sie weit mehr an Lucy, als an die Dienstwohnung in Barchester.

„Du wirst mich also nicht verrathen," sagte Lucy, indem sie ihrer Schwägerin einen Gutenachtskuß gab.

„Nein; ausgenommen, wenn Du mir Erlaubniß dazu giebst."

„Und dies wird niemals geschehen."

Drittes Kapitel.

Eine Unterhandlung.

Der Herzog von Omnium hatte Mr. Fothergill seinen Wunsch zu erkennen gegeben, daß wegen der Hypothekenschulden auf Chaldicotes ein Arrangement getroffen werde, und Mr. Fothergill hatte Das, was der Herzog meinte, so deutlich verstanden, als ob seine Instructionen mit dem ganzen Wortreichthum eines Juristen schriftlich abgefaßt vor ihm gelegen hätten.

Die Meinung des Herzogs war, daß Chaldicotes zusammengerafft, in die Scheuern gesammelt und zu einem Theil der Herrschaft Gatherum gemacht werde. Der Herzog glaubte bemerkt zu haben, daß die Sache zwischen seinem Freund und Miß Dunstable bedenklich zu werden anfinge, und daß es deßhalb gut wäre,

wenn Chaldicotes so bald als möglich in Sicherheit gebracht würde.

Ueberdies hatte sich auch aus dem westlichen Theile der Grafschaft das Gerücht verbreitet, daß der junge Frank Gresham von Boxall Hill mit der Regierung wegen Ankauf jenes Kroneigenthums, welches das „Revier von Chaldicotes“ hieß, in Unterhandlung stände. Es war dem Herzog angeboten worden, aber dieser hatte keine bestimmte Antwort gegeben. Hätte er sein Geld von Mr. Sowerby zurück gehabt, so hätte er Mr. Gresham zuvorkommen können, so aber schien ihm dies nicht wahrscheinlich, und er war entschlossen, entweder das eine oder das andere Besitzthum mit dem seinigen zu verschmelzen.

Aus diesem Grunde ging Mr. Fothergill nach London, und aus diesem Grunde sah Mr. Sowerby gegen seinen Willen sich zu einer geschäftlichen Besprechung mit Mr. Fothergill genöthigt.

Sowerby hatte, seit wir ihn das letzte Mal gesehen, von seiner Schwester die Antwort erfahren, welche Miß Dunstable auf seinen Antrag gegeben, und er wußte, daß er nach dieser Richtung hin Nichts mehr zu hoffen hatte.

Hoffnung auf absolute Erlösung gab es sonach nicht mehr, wohl aber waren ihm pecuniäre Anerbietungen gemacht worden. Wir müssen Sowerby die

Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu erwähnen, daß er sofort erklärt hatte, er werde sich niemals dazu verstehen, irgend welchen Beistand dieser Art von Miß Dunstable anzunehmen. Seine Schwester hatte ihm jedoch auseinandergesetzt, daß es sich ja um eine bloße Geschäftssache handele, daß Miß Dunstable ihre Zinsen bekommen, und daß, wenn sie sich mit vier Procent begnügte, während der Herzog fünf, und andere Gläubiger sechs, sieben, acht, neun, zehn, und der Himmel weiß, wie viel noch mehr erhielten, dies für alle Betheiligten sehr gut sein würde.

Er verstand eben so gut als Fothergill, was die Botschaft des Herzogs zu bedeuten hatte. Chaldicotes sollte einem andern Besitzthum incorporirt werden, wie schon mit so vielen andern schönen Grundstücken in diesen Regionen geschehen war. Es sollte ganz und ungetheilt verschlungen werden, und der zeitherige Besitzer sollte die Hallen seiner Väter verlassen und die alten Wälder, die Parks und Wiesen, die er von seiner frühesten Kindheit an gekannt und von seinen frühesten Mannesjahren an besessen, in den Händen eines Andern sehen.

Trotz seines Leichtsinns und jener verzweifelten Heiterkeit, die er so gut anzunehmen wußte, fühlte Mr. Sowerby dies doch so schmerzlich, als irgend ein Mensch es fühlen konnte. Er war ausschließlich selbst

schuld daran. Er hatte das Besitzthum schuldenfrei überkommen, und nun sollte er es auf ein Mal in diesen gierigen Rachen fahren sehen. Der Herzog hatte so ziemlich alle Schulden aufgekauft, welche auf Sowerby's Grundeigenthum hafteten, und nun wollte er die Sache mit einem Streiche erledigen.

Sowerby wußte, als er jene Botschaft von Mr. Fothergill erhielt, recht wohl, was man beabsichtigte, und er wußte auch, daß er, wenn er ein Mal aufhörte, Mr. Sowerby von Chaldicotes zu sein, niemals wieder hoffen konnte, als Vertreter von Barsetshire in's Parlament gewählt zu werden. Diese Welt war ihm dann auf immer verschlossen.

An dem fraglichen Morgen begab er sich mit immer noch heiterem Gesicht zu der bestimmten Unterredung.

Mr. Fothergill hatte, wenn er in solchen Geschäften in London war, stets in dem Hause der Herren Gumption und Gagebee, der juristischen Agenten des Herzogs, ein Zimmer zu seiner Verfügung, und hierher war Mr. Sowerby berufen.

Das Geschäftslocal der Herren Gumption und Gagebee befand sich in South Audley Street, und man kann sagen, daß es auf der ganzen Erde keine Stelle gab, welche Mr. Sowerby so gründlich haßte, wie das dunkle, dumpfige Hinterzimmer in der obern

Etage dieses Hauses. Er war schon oft darin gewesen, aber nie ohne darin gemartert worden zu sein. Es war eine entsetzliche Folterkammer, die eigens zu solchem fürchterlichen Zwecke bestimmt, tapezirt und möblirt worden, um armen Landedelleuten, welche sich hineinlocken ließen, langsam den Garaus zu machen.

Alles war von brauner Carmoisinfarbe — von einem Carmoisin, welcher braun geworden. Das Sonnenlicht, das wirkliche freundliche Licht der Sonne, fand niemals seinen Weg hier herein, und aller Kerzenglanz war nicht im Stande, den düstern Eindruck, den diese Räume machten, zu heben. Die Fenster wurden nie gewaschen, die Decke war dunkelbraun, der alte türkische Teppich mit einer dicken Staublage bedeckt und ebenfalls braun.

Der in der Mitte des Zimmers stehende plumpe Tisch war mit ursprünglich schwarzem Leder überzogen gewesen, aber dieses war jetzt braun.

In einer Vertiefung auf der einen Seite des Kamins stand ein Bretgestell mit modrigen juristischen Büchern in braunen Einbänden, aber seit Jahren hatte Niemand sie berührt, und über dem Kamin hing eine alte, von Ruß geschwärzte juristische Stammbaumtabelle.

Dies war das Zimmer, dessen Mr. Fothergill in dem Geschäftslocale der Herren Gumption und

Gagebee in South Audley Street in der Nähe von Park Lane sich stets bediente.

Ich hörte ein Mal dieses Zimmer von einem alten Freund, einem gewissen Mr. Gresham von Greshamsbury, dem Vater des jungen Frank Gresham, schildern, welcher jetzt im Begriff stand, den der Krone zugehörigen Theil des Forstes von Chaldicotes zu kaufen. Er hatte auch schlimme Tage gesehen, obschon sie nun glücklicher Weise vorüber waren, und er hatte ebenfalls in diesem Zimmer gesessen und die Stimme von Männern gehört, welche Macht über sein Eigenthum besaßen und gesonnen waren, diese Macht in Ausübung zu bringen.

Die Idee, welche seine Schilderung in meinem Gemüth zurückließ, war so ziemlich dieselbe, welche ich mir als Knabe von einem gewissen Zimmer in dem schauerlichen Schlosse Udolpho's gemacht. In diesem Udolpho-Zimmer war ein Stuhl, in welchem Die, welche darin saßen, Glied für Glied auseinander gerissen wurden, der Kopf nach der einen, und die Beine nach der andern Richtung, die Finger von den Händen, die Zähne aus den Kinnladen, das Haar vom Kopfe, das Fleisch von den Knochen und die Gelenke aus den Höhlen, bis zuletzt nur noch ein lebloser Rumpf in dem Stuhle saß.

Mr. Gresham saß, wie er mir erzählte, alle

Mal in demselben Stuhle, und die Martern, welche er darin zu erdulden hatte, die Verrenkungen seines Besitzthums und die Operationen an seiner eigenen Person, die er hier mit ansehen mußte, bewogen mich, dieses Zimmer für noch furchtbarer als das Udolpho-Zimmer anzusehen.

Glücklicher Weise war ihm das seltene Glück beschieden gewesen, alle seine Knochen und Gelenke wieder zusammengefügt und in gesundem Zustande zu sehen, aber er konnte von diesem Zimmer nie sprechen, ohne unwillkürlich zu schaudern.

„Nichts auf der Welt," sagte er ein Mal sehr feierlich zu mir, „Nichts auf der Welt könnte mich bewegen, dieses Zimmer wieder zu betreten."

Und von diesem Gefühl war er in so hohem Grade durchdrungen, daß er von dem Tage an, wo seine Angelegenheiten sich plötzlich günstig gestalteten, nicht ein Mal mehr die Straße passirte, in welcher das betreffende Haus stand.

Diese Folterkammer betrat Mr. Sowerby an dem hierzu festgesetzten Morgen, und kaum waren zwei oder drei Minuten vergangen, so fand sich Mr. Fothergill bei ihm ein.

Mr. Fothergill hatte in einer Beziehung mit seinem Freunde Sowerby eine auffallende Aehnlichkeit.

Er spielte bei Gelegenheiten, welche gänzlich verschieden waren, auch zwei gänzlich verschiedene Rollen.

Gewöhnlich und der Welt im Allgemeinen gegenüber war er ein munterer, scherzliebender, populärer Mann, welcher gern aß und trank, die Interessen des Herzogs vertrat und dabei, wie man glaubte, etwas gewissenlos oder vielmehr rücksichtslos zu Werke ging, in jeder andern Beziehung aber ein gutmüthiger Kauz war. Ja, das Gerücht erzählte von ihm sogar, er habe ein Mal Jemanden Geld geliehen, ohne ihm Zinsen abzuverlangen, oder Sicherheit dafür anzunehmen.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit sah Sowerby gleich auf den ersten Blick, daß Mr. Fothergill mit allem Zubehör seines Geschäfts gekommen war. Er trat mit kurzem, raschem Tritt in das Zimmer, ohne zu lächeln reichte er seinem alten Freunde die Hand, brachte eine mit Papieren und Pergamenten gefüllte Pappschachtel mit, und war kaum eine Minute im Zimmer, als er auch schon auf einem der alten modrigen Stühle saß.

„Wie lange sind Sie schon in London, Fothergill?" sagte Sowerby, immer noch mit dem Rücken dem Kamin zugewendet stehend. Er hatte sich blos Eins vorgenommen — nämlich sich durch Nichts bewegen zu lassen, eins dieser Papiere zu berühren oder

anzusehen. Er wußte recht wohl, daß nichts Gutes daraus hervorgehen könnte. Er hatte auch seinen Advocaten, welcher darauf sah, daß er in legaler Weise gerupft ward.

„Wie lange ich schon in London bin? Seit vorgestern. Nie in meinem Leben habe ich so viel zu thun gehabt. Der Herzog will gewöhnlich Alles augenblicklich besorgt haben.“ — „Wenn er vielleicht auch Alles, was ich ihm schuldig bin, augenblicklich bezahlt haben wünscht, so wird er sich wahrscheinlich verrechnen.“

„Ach, es ist mir lieb, daß Sie sogleich zur Sache kommen, denn dies ist stets das Beste. Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Nein, ich danke Ihnen; ich will stehen.“

„Aber wir werden diese Rechnungen durchzugehen haben, wissen Sie.“

„Ich gehe sie nicht mit durch, Fothergill. Was könnte es nützen? Mir Nichts, und Ihnen auch Nichts. Wenn eine Unrichtigkeit darin ist, so werden Potter's Leute sie schon ausfindig machen. Was will denn der Herzog?“

„Nun, die Wahrheit zu sagen, er will sein Geld.“

„In einer Hinsicht, und zwar der hauptsächlichen, hat er es schon. Seine Zinsen bekommt er regelmäßig, nicht wahr?“

„O ja, so ziemlich. Aber, Sowerby, das ist dummes Zeug. Sie verstehen den Herzog eben so gut als ich, und Sie wissen recht wohl, was er will. Er hat Ihnen Zeit gelassen, und wenn Sie geeignete Schritte gethan hätten, das Geld zu schaffen, so hätten Sie Ihr Besitzthum retten können."

„Hundertundachtzigtausend Pfund? Welche Schritte hätte ich thun können, um eine solche Summe aufzutreiben?"

„Wir hofften immer, Sie würden heirathen."

„Davon ist jetzt keine Rede mehr."

„Nun, dann können Sie es auch dem Herzog nicht verdenken, wenn er sein Geld haben will. Es paßt ihm nicht, eine so große Summe länger außenstehen zu lassen. Sie sehen, er wünscht Grund und Boden. Hätten Sie abbezahlt, was Sie ihm schuldig sind, so hätte er das Kroneigenthum gekauft, aber nun ist der junge Gresham als Bieter aufgetreten und wird den Forst bekommen. Dies hat ihn verschnupft, und ich kann Ihnen gerade heraus sagen, daß er entschlossen ist, entweder Geld oder Geldeswerth zu haben."

„Damit wollen Sie sagen, ich solle aus meinem Besitz getrieben werden?"

„Nun ja, wenn Sie es so nennen wollen. Meine Instruction ist, Ihnen die sämmtlichen Kapitalien sofort zu kündigen."

„Dann muß ich sagen, daß der Herzog sehr übel an mir handelt."

„Aber, Sowerby, das kann ich nicht einsehen."

„Ich aber sehe es ein. Er hat diese Hypothekenschulden von Personen gekauft, welche mich, so lange sie ihre Zinsen bekommen hätten, niemals gestört haben würden."

„Aber haben Sie nicht den Sitz im Parlament bekommen?"

„Den Sitz im Parlament? Und erwartet man, daß ich dafür bezahle?"

„Ich sehe nicht, daß Jemand Sie aufforderte, dafür zu bezahlen. Sie sind wie sehr viele andere Leute, die ich kenne. Sie wollen Ihren Kuchen essen und denselben auch behalten. Sie haben ihn während der letzten zwanzig Jahre gegessen, und glauben nun, es geschehe Ihnen Unrecht, weil der Herzog nun das Seine verlangt."

„Ja, ich werde glauben, es geschehe mir Unrecht, wenn er mich aus meinem Besitzthum treibt. Ich will nicht von starken Ausdrücken Gebrauch machen, aber es wäre dies mehr als unrecht. Ich kann kaum glauben, daß er wirklich die Absicht hat, mir auf diese Weise zu begegnen."

„Nun, er wird doch sein eigenes Geld verlangen können."

„Nicht sein Geld ist es, was er haben will, sondern mein Besitzthum."

„Und hat er es nicht bezahlt? Haben Sie nicht den Preis für Ihr Besitzthum erhalten? Es kann Ihnen Nichts nützen, sich zu erzürnen, Sowerby. Sie haben seit den letzten drei Jahren eben so gut als ich gewußt, was Ihnen bevorsteht. Warum soll der Herzog Ihnen sein Geld ohne Absicht leihen? Natürlich hat er dabei seine eigenen Absichten. Ich sage aber: Er hat Sie nicht gedrängt, und wären Sie im Stande gewesen, Etwas zu thun, um Ihr Besitzthum zu retten, so hätten Sie es thun können. Sie haben Zeit genug gehabt, sich vorzusehen."

Sowerby stand noch auf derselben Stelle und schwieg jetzt eine Weile. Sein Gesicht war sehr finster, und es war darin keine jener einnehmenden Mienen zu bemerken, welche so viel Macht auf seine jungen Freunde ausübten — wodurch Lord Lufton und Mark Robarts sich hatten bestricken lassen. Die Welt erklärte ihm den Krieg, und es ging mit ihm zu Ende.

Er begann einzusehen, daß er in der That seinen Kuchen gegessen, und daß ihm nun sehr Wenig zu thun übrig blieb — höchstens sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Er hatte zu Lord Lufton gesagt, der Rücken des Menschen müsse für die Last, welche er sich aufbürde,

breit genug sein. Konnte er sich jetzt auch rühmen, daß sein Rücken für diese Bürde breit und stark genug sei?

Dennoch aber war er selbst in diesem bittern Augenblick von dem Gedanken durchdrungen, daß es ihm gezieme, Mann zu sein. Sein Ruin stand bevor, und bald mußte er aus der Kenntniß und Erinnerung Derer, mit welchen er gelebt, hinweggetilgt werden. Nichtsdestoweniger aber wollte er Stand halten bis zum letzten Augenblick. Es war ganz richtig, daß er sich sein Bett selbst gemacht, und er verstand, daß es blos gerecht sei, wenn er nun gezwungen würde, sich darauf niederzulegen.

Während dieser ganzen Zeit beschäftigte Fothergill sich mit den Papieren. Er fuhr fort, einen Bogen nach dem andern umzuwenden, als ob er sich in Prüfungen und Berechnungen vertiefte. In der That aber las er kein Wort. Es gab hier für ihn Nichts zu lesen.

Das Lesen, Schreiben und Rechnen in solchen Dingen wird von Untergebenen besorgt, nicht von so vornehmen Leuten wie Mr. Fothergill. Seine Aufgabe war, Mr. Sowerby zu sagen, daß er gehen müsse. Alle diese Aufzeichnungen hier waren von geringem Nutzen. Der Herzog hatte die Macht. Sowerby wußte, daß der Herzog die Macht hatte, und

Fothergill's Aufgabe war, zu erklären, daß der Herzog seine Macht auszuüben gedachte. Er war an dergleichen Dinge gewöhnt, und fuhr fort in den Papieren herumzublättern und zu thun, als läse er darin, gerade als ob dies von der größten Wichtigkeit wäre.

„Ich werde den Herzog selbst sprechen," sagte Mr. Sowerby endlich, und es lag in dem Klang seiner Stimme beinahe etwas Furchtbares.

„Sie wissen, daß der Herzog in einer Angelegenheit dieser Art Niemanden spricht. Er spricht nie mit Jemanden über Geldgeschäfte — Sie wissen das eben so gut als ich."

„Aber er soll mit mir sprechen!"

„Dann habe ich Nichts weiter zu sagen, Sowerby. Ich natürlich werde den Herzog nicht auffordern, Sie zu sprechen, und wenn Sie sich den Zutritt zu ihm erzwingen, so wissen Sie, was geschehen wird. Ich bin nicht schuld, wenn er sich feindselig gegen Sie zeigt."

„Ich werde die Sache durch meinen Anwalt besorgen lassen," sagte Sowerby, ergriff seinen Hut und verließ, ohne weiter ein Wort hinzuzusetzen, das Zimmer.

Mr. Sowerby war jetzt fünfzig Jahre alt. Er war von dem Schicksal mit vielen Glücksgütern ausgestattet worden, und als er jetzt wieder South Audley

Street hinaufging, konnte er nicht umhin, den Gebrauch zu bedenken, den er davon gemacht. Mit Beginn seines Mannesalters hatte er ein schönes Besitzthum angetreten. Er besaß einen nicht gewöhnlichen Verstand und eine eisenfeste Gesundheit — und gleichwohl, wozu hatte er es nun gebracht?

Er hatte, als er Mr. Fothergill verließ, die Absicht, sich in die Parlamentssitzung zu begeben, die Aussicht auf seinen so nahe bevorstehenden Ruin aber beugte ihn zu tief nieder, und er wußte, daß er jetzt nicht in der geeigneten Stimmung sei, um sich in das Gewühl der Menschen zu mischen.

Er hatte auch die Absicht gehabt, zeitig am nächstfolgenden Morgen nach Barchester zu reisen — blos auf einige Stunden, um fernerweite Arrangements in Bezug auf den Wechsel zu treffen, welchen Robarts für ihn acceptirt hatte. Dieser Wechsel — der zweite — war nun fällig, und Mr. Tozer war bei ihm gewesen.

„Es kann Alles Nichts helfen, Mr. Sowerby," hatte Tozer gesagt. „Ich habe das Papier nicht selbst, und habe es überhaupt nicht zwei Stunden in den Händen gehabt. Tom Tozer hat es fortgetragen. Sie wissen das ja eben so gut, als ich selbst, Mr. Sowerby."

So oft Tozer — Mr. Sowerby's Tozer — von

Tom Tozer sprach, wußte Mr. Sowerby, daß sieben Teufel im Begriff standen, citirt zu werden, von welchen jeder schlimmer war, als der erste.

Mr. Sowerby fühlte wirklich einen gewissen Grad aufrichtiger Theilnahme, oder vielmehr Liebe für den armen Geistlichen, den er so in's Unheil gelockt, und hätte ihn, wenn es möglich gewesen wäre, gern aus den Klauen der Tozer gerettet. Jetzt aber, wo ihm selbst in allem Ernste das Messer an die Kehle gesetzt ward, wo er ohne Weiteres von Haus und Hof gejagt werden sollte, was kümmerte er sich da noch um Robarts, oder irgend ein anderes menschliches Wesen?

In dieser Gemüthsstimmung ging er die Straße hinauf über Grosvoner Square, und bog fast mechanisch nach Green Street ein, wo seine Schwester wohnte.

Viertes Kapitel.

Doctor Thorne.

Als Miß Dunstable ihre Freunde, den jungen Frank Gresham und seine Gattin, in Gatherum Castle traf, fragte sie sofort nach einem gewissen Doctor Thorne, welcher Mr. Gresham's Onkel war.

Doctor Thorne war ein alter Junggesell, auf welchen, sowohl als Menschen, als auch als Arzt, Miß Dunstable geneigt war, großes Vertrauen zu setzen.

Nicht als ob sie ihm jemals die Heilung ihrer körperlichen Uebel anvertraut hätte, denn zu diesem Zwecke hielt sie sich selbst einen Arzt, Doctor Easyman — und übrigens litt sie auch höchst selten an körperlichen Uebeln, welche die Hülfe irgend eines Arztes nöthig gemacht hätten. Wohl aber nannte sie unter ihren Freunden Doctor Thorne stets als einen Mann

von wunderbarer Gelehrsamkeit und staunenswürdigem Scharfsinn, und hatte sich in einigen Dingen von großer Wichtigkeit seinen Rath erbeten und denselben auch befolgt.

Doctor Thorne war nicht an die Welt von London gewöhnt. Er hatte kein Haus in der Hauptstadt und besuchte dieselbe nur selten. Miß Dunstable hatte ihn in Greshamsbury, wo er wohnte, kennen gelernt und sich dort mit ihm innig befreundet.

Er verweilte jetzt im Hause seiner Nichte, Mistreß Gresham; der Hauptgrund seines Besuchs in London war aber ein von Miß Dunstable in dieser Beziehung ausgesprochener Wunsch. Sie hatte wieder ein Mal seinen Rath zu hören gewünscht, seine Nichte hatte ihm dies geschrieben, und demzufolge war er gekommen und hatte den gewünschten Rath ertheilt.

Derselbe betraf gewisse wichtige Geldangelegenheiten, in welchen man Doctor Thorne eigentlich keine große Erfahrung hätte zutrauen sollen. Er hatte in Bezug auf sich selbst niemals viel mit dergleichen Dingen zu thun gehabt, und verstand weder die Finessen der Actienbörse, noch den Werth von Grund und Boden. Miß Dunstable war aber ein Mal gewöhnt, ihren eigenen Weg zu gehen, ohne weitere Gründe dafür anzugeben.

„Liebe Freundin,“ hatte sie zu der jungen Mistreß

Gresham gesagt, „wenn Ihr Onkel nicht jetzt, wo ich so großen Werth darauf lege, nach London kommt, so erkläre ich ihn für einen Bären und Barbaren, und spreche weder mit ihm selbst, noch mit Frank, noch mit Ihnen jemals wieder ein Wort. Nun wissen Sie, was Sie zu thun haben."

Mistreß Gresham hatte wahrscheinlich die Drohungen ihrer Freundin nicht ernstlich genommen, denn Miß Dunstable gebrauchte gern etwas starke Ausdrücke, nichtsdestoweniger aber hatte Mistreß Gresham ihren ganzen Einfluß aufgeboten, um den armen Doctor wirklich nach London zu citiren.

„Ueberdies," sagte Miß Dunstable, „will ich, daß der Doctor meiner Conversazione beiwohne, und wenn er nicht von selbst kommt, so hole ich ihn. Ich habe mir ein Mal vorgenommen, Mistreß Proudie's besten Trumpf zu überstechen, und meine Freunde müssen deßhalb Alle her."

Die Folge von all' Diesem war, daß der Doctor wirklich nach London kam und beinahe eine Woche in dem Hause seiner Nichte in Portman Square blieb — zum großen Aerger seiner Patientin Lady Arabella in Greshamsbury, Frank's Mutter, welche glaubte, sie müsse sterben, wenn sie auch nur drei Tage vernachlässigt würde.

Was die Geschäftsangelegenheit betraf, so zweifle

ich nicht, daß der Doctor von großem Nutzen war. Er besaß gesunden Menschenverstand und ehrlichen Sinn, und ich bin geneigt zu glauben, daß diese oft gegen einen beträchtlichen Grad von weltlicher Erfahrung ein genügendes Gegengewicht sind.

Mit der speciellen Geschäftsangelegenheit, um welche es sich hier handelte, haben wir Nichts weiter zu thun. Wir wollen daher annehmen, dieselbe sei besprochen und abgemacht, und Toilette für Miß Dunstable's Conversazione machen.

Man darf aber nicht glauben, Miß Dunstable sei so arm an Geist gewesen, daß sie ihre Gesellschaft öffentlich bei einem für den Augenblick von Mistreß Proudie entlehnten Namen genannt habe. Nur unter ihren speziellen vertrauten Freunden, Mistreß Harold Smith und einigen Dutzend Andern, erlaubte sie sich diesen kleinen Scherz. Ihre Abendgesellschaft sollte vielmehr eine ungemein großartige werden.

Doctor Thorne fand es anfangs sehr unbillig, daß Miß Dunstable von ihm verlangte, bis zu ihrer Abendgesellschaft da zu bleiben, und weigerte sich eine Weile hartnäckig, dies zu thun. Als er aber hörte, daß drei oder vier Premierminister erwartet würden, daß sogar Tom Towers, der berühmte Redacteur des „Jupiter," im Fleisch anwesend sein werde, gab er nach und schrieb an Lady Arabella, daß er noch zwei

Tage länger ausbleiben werde, und daß sie mit der zeitherigen Arzenei fortfahren könne.

Aber warum lag Miß Dunstable so viel daran, daß der Doctor bei dieser feierlichen Gelegenheit zugegen sei? Warum war sie so oft geneigt, ihn von seiner Landpraxis und seinem Medicamententische hinweg zu rufen? Der Doctor war kein Blutsverwandter von ihr, und ihre Freundschaft, so vertraut dieselbe auch war, datirte erst von kurzer Zeit. Sie war eine sehr reiche Dame und im Stande, sich alle Arten guten Rath zu kaufen, wogegen er so weit entfernt war, reich zu sein, daß jede anhaltende Störung in seiner Praxis von nachtheiligen Folgen für ihn sein konnte.

Nichtsdestoweniger schien sich Miß Dunstable so wenig Gewissen daraus zu machen, seine Zeit in Anspruch zu nehmen, als wenn er ihr Bruder gewesen wäre.

Der Doctor selbst dachte sich hierbei weiter nichts Besonderes. Er war ein einfacher Mann, welcher die Dinge nahm, wie sie kamen, ganz besonders wenn es angenehme Dinge waren. Er hatte Miß Dunstable gern, ihre Freundschaft war ihm angenehm, und es fiel ihm nicht ein, sich zu fragen, ob sie das Recht habe, ihm Mühe und Unbequemlichkeit zu verursachen.

Mistreß Gresham, die Nichte des Doctors, aber

dachte hierüber nach. Hatte Miß Dunstable, fragte sie sich, einen Zweck? Und wenn dies der Fall war, worin bestand dieser Zweck? Oder war der Grund einfach Laune — oder möglicher Weise Liebe?

In Bezug auf das Lebensalter des Doctors und seiner Freundin wollen wir hier beiläufig erwähnen, daß er weit über fünfzig, und sie weit über vierzig Jahre zählte.

Konnte unter solchen Umständen Liebe der Grund sein?

Miß Dunstable war übrigens eine Dame, welcher Heirathsanträge zu Dutzenden gemacht worden — von vornehmen und hochgestellten Männern, von Männern mit persönlichen Reizen, angenehmen Manieren, gebildetem Geschmack und beredter Zunge. Sie hatte aber nicht blos von diesen Allen Keinen geliebt, sondern sich auch von Keinem zu dem Gedanken verleiten lassen, daß sie möglicher Weise Liebe zu ihm fassen könne.

Daß Doctor Thorne's Geschmack ein gebildeter, daß seine Manieren angenehm waren, dies ward vielleicht von drei oder vier alten Freunden in der Provinz, die ihn zu schätzen wußten, zugestanden. Die Welt in London aber, die Welt, an welche Miß Dunstable gewöhnt war und welche ihr, wie es schien, mit jedem Tage lieber ward, würde den Doctor nicht als

einen Mann betrachtet haben, welcher Gegenstand der Leidenschaft einer Dame werden könnte.

Nichtsdestoweniger aber kam Mistreß Gresham auf diesen Gedanken. Sie war von diesem Dorfarzt erzogen, sie hatte mit ihm gelebt, als ob sie seine Tochter gewesen wäre; sie war jahrelang der dienende Engel seines Haushalts gewesen. In ihren Augen war der Doctor ein fast vollkommenes Wesen, und sie hielt es für durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Miß Dunstable sich in ihn verliebt habe.

Miß Dunstable sagte ein Mal, wie der Leser sich erinnern wird, zu Mistreß Harold Smith, es sei allerdings möglich, daß sie heirathe, aber dann würde es nur unter der Bedingung geschehen, daß der von ihr Erwählte gegen Geld ganz gleichgültig sei. Mistreß Harold Smith, welche, wie ihre Freunde glaubten, die Welt so ziemlich kannte, hatte hierauf geantwortet, daß Miß Dunstable einen solchen Mann in dieser Welt nicht finden würde.

Alles dies war in jenem halb scherzhaften, leichtfertigen Tone gesprochen worden, welchen Miß Dunstable in der Unterhaltung mit Freunden, wie Mistreß Harold Smith, in der Regel anzunehmen pflegte, aber sie hatte Dasselbe auch mehrmals zu Mistreß Gresham gesagt, und diese hatte hieraus, nach Frauenart Alles zusammenreimend, den Schluß gezogen, daß Miß

Dunstable den Doctor Thorne heirathen würde, wenn dieser sich um ihre Hand bewürbe.

Und nun begann Mistreß Gresham noch zwei andere Fragen in Erwägung zu ziehen. War es wohl gut gethan, wenn ihr Onkel Miß Dunstable heirathete? Und wenn dem so war, wäre es wohl möglich gewesen, ihn zu bewegen, einen solchen Antrag zu machen?

Nach langem Hin- und Herüberlegen und Abwägen der verschiedenen Gründe für und wider neigte Mistreß Gresham sich der Meinung zu, daß das Arrangement im Ganzen genommen vielleicht kein übles sei.

Für Miß Dunstable hegte sie eine aufrichtige Zuneigung, die von ihrem Gatten getheilt ward. Sie hatte sich oft über die Opfer gegrämt, welche Miß Dunstable der Welt brachte, und gemeint, daß ihre Freundin sich der Eitelkeit, der Gleichgültigkeit und einer tadelnswerthen Lebensweise in die Arme würfe, eine solche Heirath wie diese aber hätte wahrscheinlich allen diesen Uebelständen abgeholfen.

Was Doctor Thorne's eigene Person betraf, so konnte Mistreß Gresham nicht umhin zu glauben, daß er verheirathet glücklicher leben würde, als ledig.

Was die Gemüthsart betraf, so konnte kein Weib höher stehen, als Miß Dunstable; Niemand hatte je von ihr gehört, daß sie auf übler Laune gewesen, und

obschon Mistreß Gresham frei von Eigennutz war, so konnte sie doch nicht umhin, zu fühlen, daß der Reichthum dieser Dame ihrem Onkel ebenfalls Vortheil bringen müsse.

Mary Thorne, die gegenwärtige Mistreß Gresham, war selbst eine reiche Erbin gewesen. Die Umstände hatten ihr ungeheuern Reichthum in die Hand gespielt, und sie hatte bis jetzt noch nicht die Wahrheit einsehen gelernt, daß Glück und Reichthum mit einander unvereinbar sind. Demgemäß kam sie zu dem Schlusse, daß es gut sein würde, wenn der Doctor und Miß Dunstable ein Paar würden.

Aber konnte der Doctor wohl bewogen werden, einen solchen Antrag zu machen?

Wenn Mistreß Gresham die Sache von dieser Seite betrachtete, so gestand sie sich selbst, daß eine furchtbare Schwierigkeit zu überwinden sei. Ihr Onkel hatte Miß Dunstable gern, aber ganz gewiß war ihm nie eingefallen, sie heirathen zu wollen, und im Ganzen genommen schien daher zu befürchten zu stehen, daß diese Partie eine unausführbare sei.

An dem Tage, wo Miß Dunstable's Abendgesellschaft stattfinden sollte, speis'ten Mistreß Gresham und ihr Onkel mit einander allein. Mr. Gresham war noch nicht im Parlament, es stand jedoch eine fast unmittelbare Vacanz in diesem Theile des Wahlbezirks

in Aussicht, und es war eine bekannte Sache, daß kein anderer Wahlcandidat Aussicht auf Erfolg hatte.

Aus diesem Grunde hatte er viel Verkehr mit den Politikern seiner Partei, nämlich jenen Riesen, zu denen er halten mußte, und er war deßhalb sehr oft von daheim abwesend.

„Die Politik nimmt die Zeit eines Mannes doch auf ganz fürchterliche Weise in Anspruch,“ sagte er zu seiner Gattin und ging dann, um mit verschiedenen andern Riesenanhängern in seinem Club zu diniren.

„Was denkst Du von Miß Dunstable?“ sagte Mistreß Gresham zu ihrem Onkel, als sie mit einander beim Kaffee saßen. Sie setzte Nichts zu dieser Frage hinzu, sondern stellte dieselbe in ihrer ganzen Nacktheit.

„Was ich von Miß Dunstable denke?“ wiederholte der Doctor. „Nun, was denkst Du denn von ihr, Mary?“

„Ich glaube, wir denken Eins wie das Andere.“

„Aber das ist nicht die Frage. Was denkst Du von ihr? Glaubst Du, daß sie aufrichtig und ehrlich ist.“

„Aufrichtig und ehrlich? — O, ganz gewiß ist sie das.“

„Und von guter, heiterer Gemüthsart?“

„Ja wohl, auch dies.“

„Und liebreich?"

„Auch liebreich — davon bin ich überzeugt."

„Geistreich scheint sie auch zu sein."

„Ja wohl, sehr geistreich und scharfsinnig."

„Und in ihren Gefühlen doch ächt weiblich."

„Sehr richtig," sagte der Doctor. „Aber, Mary, warum secirst Du Miß Dunstable's Charakter mit solcher Genauigkeit?"

„Das will ich Dir sagen. Ich thue es, weil" — und Mistreß Gresham stand, während sie sprach, von ihrem Stuhle auf, ging um den Tisch herum, legte ihren Arm um den Hals ihres Onkels und fuhr dann fort zu sprechen, während sie so hinter ihm stand, daß er sie nicht sehen konnte — „weil ich glaube, daß Miß Dunstable Dich sehr lieb hat, und daß es sie sehr glücklich machen würde, wenn Du sie aufforder=test, Dein Weib zu werden."

„Mary!" rief der Doctor, indem er sich herum=drehte, um seiner Nichte in's Gesicht zu sehen.

„Es ist mein Ernst, Onkel — mein völliger Ernst. Aus verschiedenen Worten, die sie gesprochen, und verschiedenen Dingen, die ich gesehen, schließe ich, was ich Dir jetzt sage."

„Und Du wünschest, daß ich —"

„Lieber Onkel, mein guter lieber Onkel, ich wünsche blos, daß Du thust, was Dich glücklich machen

kann. Was ist mir Miß Dunstable im Vergleich zu Dir?"

Und dann bückte sie sich und küßte ihn.

Der Doctor war, wie es schien, von der ihm gewordenen Andeutung viel zu sehr überrascht, als daß es ihm möglich gewesen wäre, eine sofortige weitere Antwort zu geben. Als seine Nichte dies sah, verließ sie ihn, um zu gehen und sich anzukleiden, und als sie einander im Gesellschaftszimmer wieder trafen, war Frank Gresham bei ihnen.

Fünftes Kapitel.

Miß Dunstable zu Hause.

Miß Dunstable sah nicht aus wie ein liebekrankes Mädchen, als sie in einem kleinen Vorzimmer am obersten Ende ihrer Gesellschaftszimmertreppe stand und ihre Gäste empfing.

Ihr Haus war eins jener abnormen Gebäude, welche man hier und da in London sieht und welche mehr in Uebereinstimmung mit den Regeln der ländlichen Architectur erbaut sind, als mit denen, welche bei Errichtung von Straßen und städtischen Terrassen maßgebend zu sein pflegen.

Es stand gegen seine Umgebung etwas zurück und allein, so daß der Besitzer rund herum gehen konnte. Den Zugang bildete ein kurzer Fahrweg.

Die Hauptthür befand sich auf der Hinterseite des Gebäudes und die Vorderseite hatte die Aussicht auf einen der Parks. Miß Dunstable hatte, indem sie sich es verschaffte, ihr gewöhnliches Glück gehabt. Es war mit ungeheuren Kosten von einem excentrischen Millionär erbaut worden, und der excentrische Millionär hatte, nachdem er ein Jahr darin gewohnt, erklärt, es böte nicht eine einzige Bequemlichkeit und es habe Mangel an allen jenen Dingen, welche in Bezug auf die Bequemlichkeit eines Hauses für die menschliche Existenz nothwendig sind.

Demzufolge ward das Haus verkauft und Miß Dunstable war die Käuferin. Cranbourn House war es genannt worden und die dermalige Besitzerin hatte in dieser Beziehung keine Aenderung getroffen, das allgemeine Publikum nannte es jedoch die „Haaröl-Halle“ und Miß Dunstable bediente selbst sich dieses Namens eben so oft als eines andern.

Es war unmöglich, Miß Dunstable mit einiger Aussicht auf Erfolg zu necken, weil sie alle Mal selbst mit in den Scherz einstimmte.

Zwischen Mistreß Gresham und Doctor Thorne war in Bezug auf ihre letzte Conversation kein Wort weiter gewechselt worden. Als der Doctor aber Miß Dunstable's von Dienern wimmelndes und in grellem Lichte strahlendes Haus betrat und die Menge vor sich

und die Menge hinter sich sah, fühlte er, daß es ihm vollkommen unmöglich sein würde, sich hier jemals heimisch zu fühlen.

Es konnte ganz in Ordnung sein, daß eine Miß Dunstable auf diese Weise lebte, aber unmöglich wäre es in Ordnung gewesen, wenn die Gattin eines Doctor Thorne so hätte leben wollen.

Doch hierauf kam durchaus Nichts weiter an, denn er wußte wohl und hatte sich dies schon mehr als ein Mal bei sich selbst gesagt, daß seine Nichte Miß Dunstable's Charakter ganz falsch aufgefaßt hatte.

Als Mr. und Mistreß Gresham mit Doctor Thorne das Vorzimmer betraten, in welches die Treppe führte, fanden sie hier Miß Dunstable von einigen ihrer intimsten Freunde umringt. Mistreß Harold Smith saß dicht neben ihr, Doctor Easyman saß auf dem Sopha an die Wand zurückgelehnt, und die Dame, welche gewöhnlich bei Miß Dunstable wohnte, saß neben ihm.

Außerdem waren noch einige Personen da, so daß eine fortwährende Unterhaltung im Gange war, um Miß Dunstable die Langeweile der Aufgabe, welche sie übernommen, weniger fühlbar werden zu lassen.

Als Mistreß Gresham, auf den Arm ihres Gatten gestützt, in das Zimmer trat, sah sie den Rücken

von Mistreß Proudie, als dieselbe, von ihrem Gemahl geführt, eben die gegenüber befindliche Thür passirte.

Mistreß Harold Smith hatte, wie es schien, den Aerger über den von Miß Dunstable so unbedingt zurückgewiesenen Heirathsantrag überwunden. Wenn auch vielleicht ein Gefühl vorhanden gewesen war, welches geeignet gewesen, der vertrauten Freundschaft zwischen den beiden Damen ein Ende zu machen, so war dieses Gefühl jetzt vollständig wieder erloschen, denn Mistreß Harold Smith conversirte mit ihrer Freundin ganz in der alten Weise. Sie machte über Jeden der Gäste, so wie dieselben vorübergingen, eine Bemerkung, und dies, wie es schien, auf eine der Besitzerin dieses Hauses ganz angenehme Weise, denn Miß Dunstable antwortete mit ihrem freundlichsten Lächeln und in jenem heitern Tone, welche ihrem guten Humor einen ganz eigenthümlichen Charakter verlieh.

„Sie ist fest überzeugt, daß Sie bei dem, was Sie thun, weiter Nichts sind, als Nachahmerin," sagte Mistreß Harold Smith, von Mistreß Proudie sprechend.

„Das bin ich allerdings. Ich glaube überhaupt nicht, daß eine Abendgesellschaft heutzutage noch etwas sehr Originelles haben kann."

„Aber sie glaubt, Sie copiren die ihrige."

„Und warum sollte ich das nicht? Ich copire Jeden, den ich sehe, mehr oder weniger. Ist die Crinoline, die Sie tragen, vielleicht eine Frucht Ihrer eigenen Erfindung? Wenn Mistreß Proudie einen derartigen Stolz besitzt, so wollen wir ihr denselben lassen. — Da kommt der Doctor mit den Greshams. Mary, mein liebes Kind, wie befinden Sie sich?“ fragte Miß Dunstable und faßte, trotz ihrer prachtvollen Toilette, Mistreß Gresham um den Leib und küßte sie, zum großen Aergerniß der anderthalb Dutzend fashionablen Gäste, welche dicht dahinter die Treppe heraufkamen.

Der Doctor war in Folge der ihm so kürzlich gemachten Mittheilung nicht recht unbefangen. Miß Dunstable stand jetzt auf der äußersten Höhe des Reichthums und schien ihm nicht blos so unerreichbar, sondern auch seiner Lebenssphäre so fremd, daß er sich in keiner Weise auf gleiche Stufe mit ihr stellen konnte. Er konnte weder so hoch trachten, noch so tief herabsteigen, und indem er hieran dachte, sprach er mit Miß Dunstable, als ob eine breite Kluft zwischen ihnen läge, als ob es keine Stunden vertrauter Freundschaft unten in Greshamsbury gegeben hätte.

Und dennoch hatte es solche Stunden gegeben, während welcher Miß Dunstable und Doctor Thorne gelebt hatten, als ob sie einer und derselben Welt

angehörten; von Miß Dunstable wenigstens konnte man auch sagen, daß es ihr nicht einfiel, diese Stunden vergessen zu wollen.

Doctor Thorne reichte ihr blos die Hand und wollte dann weitergehen.

„Gehen Sie nicht, Doctor," sagte sie; „um's Himmels willen, gehen Sie nicht. Ich weiß nicht, ob ich Sie wieder ertappe, wenn Sie ein Mal hinein sind. Während der nächsten zwei Stunden wird es mir nicht möglich sein, mich nach Ihnen umzusehen — Lady Meredith, ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenken — Ihre Mutter wird hoffentlich auch erscheinen? — O, wie freue ich mich! — Ich weiß, Doctor, Sie sind kein Freund von derartigen Dingen," fuhr sie, nachdem Lady Meredith mit ihrem Gemahl vorüber war, fort, „aber es ist kein Grund vorhanden, weßhalb Sie sich nicht auch ein Mal ein Wenig Gewalt anthun sollten — meinen Sie nicht auch, Frank?"

„O, ich glaube, es gefällt ihm sogar," entgegnete Mr. Gresham. „Es sind einige berühmte Freunde von ihm hier, die er schon längst kennen zu lernen gewünscht hat."

„Wirklich?" rief Miß Dunstable. „Dann können wir hoffen, daß er auch ein Wenig den Mund aufthut. Ein ordentlicher, tüchtiger, zuverlässiger

Sünder wird aber doch nimmermehr aus ihm, Mary. Er ist zu alt, um neue Kniffe zu lernen. Meinen Sie das nicht selbst, Doctor?"

„Allerdings fürchte ich es," entgegnete der Doctor lächelnd.

„Zählt Doctor Thorne sich zu der Schaar der Frommen?" fragte Mistreß Harold Smith.

„Versteht sich," sagte Miß Dunstable. „Sie dürfen aber nicht vergessen, daß es Heilige von verschiedenen Arten giebt, nicht wahr, Mary? Daß Franziskaner und Dominikaner nicht mit einander übereinstimmen, ist eine bekannte Sache. So gehört auch Doctor Thorne nicht zu der Schule des heiligen Proudie von Barchester, sondern würde eher der Priesterin den Vorzug geben, welche ich jetzt mit einer famosen jungen Novize zur Seite um die Ecke der Treppe kommen sehe."

„Nach Allem, was ich höre, werden Sie auch Miß Grantly zu den Sündern zu rechnen haben," sagte Mistreß Harold Smith, als sie sah, daß Lady Lufton mit ihrer jungen Freundin sich näherte; „es wäre denn, daß Sie aus Lady Hartletop eine Heilige machen könnten."

Lady Lufton trat ein und Miß Dunstable ging ihr mit mehr Ruhe und Ehrerbietung entgegen, als sie bis jetzt den Meisten ihrer Gäste bewiesen hatte.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie kommen, Lady Lufton," sagte sie, „und zwar um so mehr, als Sie Miß Grantly mitbringen."

Lady Lufton hielt eine hübsche kleine Rede, während welcher Doctor Thorne herankam und ihr die Hand drückte, was auch von Frank Gresham und dessen Gattin geschah.

Die Bewohner von Framley und die von Greshamsbury kannten einander von der Provinz her, und deßhalb fand eine kurze allgemeine Conversation statt, ehe Lady Lufton aus dem kleinen Saal in das trat, was Mistreß Proudie eine noble Reihe von Gemächern genannt haben würde.

„Mein Papa wird auch hier sein," sagte Miß Grantly; „wenigstens sagt man es. Gesehen hab' ich ihn noch nicht."

„Ja wohl, er hat es mir versprochen," sagte Miß Dunstable, „und ich weiß, der Oberdecan hält sein Wort."

Gerade in diesem Augenblicke vernahm man ein Geräusch, welches Miß Dunstable verrieth, daß einer ihrer heißesten Wünsche in Erfüllung ging, nämlich daß der Herzog von Omnium im Begriff stand, ihre Gesellschaft mit seiner hohen Gegenwart zu beehren.

Es war dies ein großer Ruhm und Triumph für sie. Aber warum kam der Herzog in einem so un=

gelegenen Augenblick? Sie hatte recht wohl eingesehen, daß es unangemessen sein würde, Lady Lufton und den Herzog von Omnium in einem und demselben Hause und zu gleicher Zeit zusammenzuführen; als sie aber Lady Lufton eingeladen, hatte sie Grund gehabt, zu glauben, daß kaum zu hoffen stände, der Herzog werde ebenfalls kommen. Später, als diese Hoffnung in ihr dennoch aufgedämmert war, hatte sich mit dem Gedanken getröstet, daß die beiden Sonnen, wenn sie sich auch einige Minuten lang in einer und derselben Hemisphäre bewegten, doch schwerlich zusammenstoßen oder eine die Bahn der andern kreuzen würde Ihre Gemächer waren groß und die Gäste wahrscheinlich zahlreich; der Herzog that jedenfalls weiter Nichts, als daß er ein Mal die Runde machte, und Lady Lufton war sicherlich von Personen ihres Ranges und ihrer Classe umringt.

Auf diese Weise hatte Miß Dunstable sich getröstet.

Nun aber ging Alles verkehrt und Lady Lufton sollte mit dem nächsten Repräsentanten satanischen Einflusses, welcher ihren Begriffen nach auf Englands Boden wandelte, in nahe Berührung kommen. Kreischte sie laut auf? Oder verließ sie entrüstet das Haus, oder warf sie stolz den Kopf empor und bot mit aus=

gestreckter Hand und hörbarer Stimme dem Teufel und allen seinen Werken Trotz?

Und alles Dies dachte Miß Dunstable und verlor, während der Herzog sich ihr näherte, fast die Geistesgegenwart. Mistreß Harold Smith aber verlor nicht die ihrige.

„Also hier ist endlich der Herzog," sagte sie in einem Tone, welcher darauf berechnet war, Lady Lufton's Aufmerksamkeit zu erregen.

Mistreß Smith hatte berechnet, daß für Lady Lufton noch Zeit sein werde, weiterzugehen und der Begegnung auszuweichen. Wenn aber Lady Lufton auch die Worte hörte, so verstand sie dieselben doch nicht vollständig. Jedenfalls errieth sie nicht, was sie eigentlich bedeuten sollten. Sie flüsterte eben noch mit Frank Gresham, und als sie sich dann umsah, fand sie, daß der Herr, welcher ihr Kleid berührte, der — Herzog von Omnium war!

Bei dieser verhängnißvollen Gelegenheit, als das Unglück sich nicht mehr vermeiden ließ, blieb Miß Dunstable keineswegs hinter ihrem Rufe zurück. Sie beklagte das Unglück, sah aber jetzt, daß ihr weiter Nichts übrig blieb, als es nach Kräften zum Besten zu wenden zu suchen. Der Herzog erwies ihr die Ehre, sie zu besuchen, und sie war verbunden, ihn

willkommen zu heißen, selbst wenn sie damit Lady Lufton den Todesstoß versetzt hätte.

„Herr Herzog,“ sagte sie, „ich fühle mich durch diese Freundlichkeit von Ihnen sehr geehrt. Ich hätte kaum gehofft, daß Sie so gütig gegen mich sein würden.“

„Die Freundlichkeit ist ganz auf Ihrer Seite,“ sagte der Herzog, indem er sich über ihre Hand neigte.

Und dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge nach wäre dies Alles gewesen. Der Herzog wäre weitergegangen und hätte sich gezeigt, er hätte ein paar Worte mit Lady Hartletop, mit dem Bischof, mit Mr. Gresham und andern dergleichen Persönlichkeiten gesprochen, dann die Gemächer auf einem andern Wege verlassen und sich unbemerkt entfernt.

Dies war die Dienstleistung, die man von ihm erwartete, und er würde sie verrichtet und den Werth der Gesellschaft um dreißig Procent gesteigert haben; so aber sollten die Neuigkeitskrämer des Westends weit mehr Stoff durch ihn erhalten.

Die Umstände hatten gewollt, daß er gerade dicht an Lady Lufton gedrängt worden war, und als diese seine Stimme hörte und durch Miß Dunstable's Worte von der Thatsache der Anwesenheit des großen Mannes positiv in Kenntniß gesetzt ward, drehte sie sich rasch,

obschon mit großer weiblicher Würde, herum, um ihr Kleid von der verhaßten Berührung freizumachen.

Indem sie dies that, kam sie dem Herzog gerade gegenüber zu stehen, so daß Beide nicht umhin konnten, einander in's Gesicht zu schauen.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte der Herzog.

Es waren dies die einzigen Worte, welche jemals zwischen ihnen gewechselt worden, auch sind es die einzigen geblieben. So einfach dieselben auch waren, so gaben sie doch, unterstützt von dem Geberden- und Mienenspiel der Sprechenden, Anlaß zu einem bedeutenden Grad von Gährung in der fashionablen Welt.

Lady Lufton verneigte sich, indem sie sich gegen Doctor Easyman zurückzog, tief und langsam und mit einem nur ihr eigenthümlichen stolzen Arrangement ihrer Draperie.

Die Verneigung aber, obschon sie beredt war, sagte nicht halb so viel und strafte den lasterhaften Lebenswandel des Herzogs mit lange noch nicht so mächtiger Stimme, wie durch das allmähliche Senken des Auges und durch das Zusammenpressen der Lippen geschah.

Als sie ihre Verneigung begann, schaute sie ihrem Feinde voll in's Gesicht. Als sie damit fertig war, hafteten ihre Augen auf dem Boden, zugleich aber

sprach sich ein durch Worte nicht auszudrückender Grad von Verachtung in den Linien ihres Mundes aus.

Sie sprach kein Wort und zog sich zurück, wie bescheidene Tugend und weibliche Schwäche sich vor dem frechen Laster und männlicher roher Kraft stets zurückziehen müssen, nichtsdestoweniger aber waren Alle der Ansicht, daß sie den Sieg davongetragen.

Der Herzog trug, als er sie um Verzeihung bat, in seinem Gesicht jenen Ausdruck gemäßigten Bedauerns, welcher jedem Gentleman eigen ist, welcher eine Dame incommodirt zu haben glaubt. Hinter dieser Miene aber barg sich zugleich ein leichtes spöttisches Lächeln, als ob es ihm unmöglich wäre, Lady Lufton's Benehmen anders als in gewissem Grade lächerlich zu finden.

Alles dies war für so scharfe Augen, wie die Miß Dunstable's und ihrer Freundin Mistreß Harold Smith, deutlich zu lesen, und der Herzog war als Meister in Kundgebugn dieses stummen innerlichen Sarkasmus bekannt, aber selbst von diesen — wir meinen Miß Dunstable und Mistreß Harold Smith — ward zugegeben, daß Lady Lufton gesiegt habe.

Als die Lady wieder aufblickte, war der Herzog weitergegangen, und sie ergriff dann wieder Miß Grantly's Hand und folgte hinein unter die Gesellschaft.

„Das nenne ich ein unglückliches Zusammentreffen!“ sagte Miß Dunstable, sobald sich die beiden kriegführenden Parteien von dem Schlachtfeld entfernt hatten. „Die Schicksalsgöttinnen sind uns ein Mal zuweilen feindselig gesinnt.“

„Aber von Ihnen kann man dies nicht sagen,“ entgegnete Mistreß Harold Smith. „Wenn Sie morgen früh in Lady Lufton's innersten Gedanken lesen könnten, so würden Sie finden, daß sie ganz glücklich darüber ist, dem Herzog begegnet zu sein. Jahre werden vergehen, ehe sie aufgehört hat, sich ihres Triumphes zu rühmen, und die jungen Damen von Framley werden während der nächsten drei Generationen davon sprechen.“

Die Greshams und Doctor Thorne waren während des Kampfes in dem Vorzimmer geblieben. Das ganze Gefecht dauerte kaum zwei Minuten, und den eben genannten drei Personen ward durch Lady Lufton's Rückzug auf Doctor Easyman der Weg zur Flucht abgeschnitten; aber nun versuchten auch sie weiterzugehen.

„Was? Sie wollen mich verlassen?“ sagte Miß Dunstable. „Nun gut, thun Sie es. Ich werde schon wieder mit Ihnen zusammentreffen. In einem der Säle wird getanzt, Frank — blos um meine Gesellschaft von Mistreß Proudie's Conversazione zu

unterscheiden. Es wäre abgeschmackt, wenn alle Conversazioni egal wären — meinen Sie nicht auch? Deßhalb hoffe ich, Sie werden hineingehen und tanzen."

„Und wenn die Zeit zum Füttern kommt, wird sich, hoffe ich, noch eine anderweite Abweichung bemerklich machen," sagte Mistreß Harold Smith.

„Ja wohl, versteht sich. In dieser Beziehung bin ich ungeheuer prosaisch," sagte Miß Dunstable. „Ich liebe es, die Leute essen und trinken zu sehen — Mr. Supplehouse, ich freue mich, Sie zu sehen, aber sagen Sie mir doch —"

Und nun flüsterte sie mit großer Energie in Mr. Supplehouse's Ohr, und Mr. Supplehouse flüsterte wieder in das ihrige.

„Sie glauben also, er wird?" sagte Miß Dunstable.

Mr. Supplehouse bejahte; er dachte es, aber er wollte den Umstand noch nicht als Thatsache verbürgen. Und dann ging er weiter, fast ohne Mistreß Harold Smith eines Blickes zu würdigen.

„Was für eine Galgenphysiognomie doch dieser Mensch hat!" sagte die zuletzt genannte Dame.

„Ach, Sie sind gegen ihn eingenommen, liebe Freundin, und dies ist auch durchaus kein Wunder. Was mich betrifft, so habe ich Supplehouse immer gern gehabt. Er führt stets Unheil im Schilde, aber es ist dies ein Mal sein Handwerk und er macht kein

Geheimniß daraus. Wenn ich Politiker wäre, so würde ich es Mr. Supplehouse, wenn er sich gegen mich kehrte, eben so wenig übelnehmen, als ich es jetzt einer Nadel übelnehme, daß sie mich sticht. Meine eigene Unbeholfenheit ist schuld und ich hätte die Nadel geschickter zu behandeln verstehen sollen."

„Aber dennoch muß man einen Mann verabscheuen, welcher thut, als ob er zu seiner Partei hielte, und dann alles Mögliche thut, um sie zu ruiniren."

„Ach, liebe Freundin, das haben gar Viele gethan, und zwar mit weit größerem Erfolg, als Mr. Supplehouse. Im Krieg und in der Liebe ist Alles erlaubt, warum soll man nicht auch sagen, in der Politik?"

Miß Dunstable's Zimmer, so viel Raum dieselben auch boten, waren jetzt ziemlich voll, und das Gedränge würde ein sehr unbequemes geworden sein, wenn nicht viele der Gäste höchstens eine halbe Stunde geblieben wären.

Für die Tänzer war jedoch der nöthige Raum auf alle Fälle reservirt worden — zur großen Bestürzung der Gemahlin des Bischofs.

Nicht als ob sie das Tanzen in London als Regel gemißbilligt hätte; sie war blos entrüstet, daß die von ihr in der fashionablen Welt wieder eingeführten Gesetze einer Conversazione auf so gewaltsame Weise verletzt wurden.

„Wenn man eine Conversazione auf diese Weise behandelt, so wird man zuletzt kaum noch wissen, was man darunter zu verstehen hat," sagte sie mit Nachdruck zu ihrem Gemahl.

„Ja, das ist wahr," entgegnete der Bischof.

„Das Tanzen ist da, wohin es paßt, ganz gut," fuhr Mistreß Proudie fort.

„Ich selbst habe nie Etwas dagegen gehabt — das heißt für die Laien," sagte der Bischof.

„Wenn man aber sich um höherer Zwecke willen versammelt," sagte Mistreß Proudie, „so muß man diesen Zwecken auch treu bleiben."

„Ja wohl, denn sonst ist man nicht viel besser als ein Heuchler," sagte der Bischof.

„Als ich die Mühe und Kosten daran wendete, Conversazioni einzuführen," fuhr Mistreß Proudie mit dem Ausdruck verletzter Würde fort, „hatte ich keine Ahnung, daß man das Wort später so falsch deuten würde."

Da sie in diesem Augenblicke auf der andern Seite des Zimmers einige wünschenswerthe Bekannte erblickte, so eilte sie zu diesen hinüber und überließ es dem Bischof, sich den Weg allein weiter zu bahnen.

Lady Lufton begab sich, nachdem sie ihren Sieg errungen, weiter nach dem Tanzsalon, wohin ihr Feind ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht folgte, und sie war noch nicht lange hier, als ihr Sohn sich zu ihr gesellte.

Ihr Herz war in dem gegenwärtigen Augenblicke mit dem Stande der Dinge in Bezug auf Griselda nicht recht zufrieden. Sie war so weit gegangen, ihrer jungen Freundin zu sagen, wie ihre eigenen Wünsche lauteten; sie hatte ihren Wunsch erklärt, daß Griselda ihre Schwiegertochter werden möchte, Griselda aber hatte hierauf keinerlei bestimmte Antwort gegeben.

Allerdings war es nicht mehr als natürlich, daß eine so wohlerzogene junge Dame, wie Miß Grantly, eine Leidenschaft nicht eher verrieth, als bis sie durch das Entgegenkommen des betreffenden Cavaliers dazu berechtigt ward; trotzdem aber glaubte Lady Lufton, daß ihr Griselda doch wohl durch ein Wort hätte andeuten können, daß ein solches Bündniß auch ihr angenehm sein würde.

Griselda hatte jedoch kein solches Wort gesprochen und auch sonst durch keine Silbe angedeutet, daß sie Lord Lufton's Bewerbung, wenn dieselbe erfolgte, erhören würde.

Andererseits hatte sie allerdings auch keine Silbe geäußert, aus welcher man hätte schließen können, sie werde ihn abweisen; nichtsdestoweniger aber und obschon sie wußte, daß die Welt von ihr und Lord Dumbello allerhand gemunkelt, ließ sie sich von diesem fortwährend zum Tanze führen.

Alles dies war Lady Lufton sehr unangenehm

und sie begann zu überlegen, ob es, wenn sie ihren kleinen Plan nicht bald zu einem günstigen Ausgange bringen könnte, nicht vielleicht am Besten für sie sei, wenn sie sich fernerhin Nichts mehr damit zu schaffen machte.

Um ihres Sohnes willen lag ihr allerdings noch immer viel daran, daß die Partie zu Stande käme. Griselda ward — dies bezweifelte sie nicht — ein Mal ein gutes Weib, aber Lady Lufton war in Bezug auf sich selbst nicht mehr so fest überzeugt, wie früher, daß sie ihrer Schwiegertochter stets so zugethan bleiben würde, wie sie bis jetzt gehofft hatte.

„Bist Du schon lange hier, Ludovic?“ fragte sie lächelnd, wie sie stets lächelte, wenn ihre Augen auf das Gesicht ihres Sohnes fielen.

„Nein, ich komme erst diesen Augenblick und eilte Dir nach, weil Miß Dunstable mir sagte, daß Du hier wärest. Was für eine Menge Gesellschaft sich doch hier versammelt hat! Hast Du schon Lord Brock gesehen?“

„Nein, ich habe ihn nicht bemerkt.“

„Oder Lord De Terrier? Ich sah Beide in dem Mittelzimmer.“

„Lord De Terrier erzeigte mir die Ehre, mir die Hand zu drücken, als ich an ihm vorüberkam.“

„Noch nie ist mir ein solches Gemisch von Leuten

vorgekommen. Mistreß Proudie ist beinahe außer sich, weil Ihr Alle tanzen wollt."

„Die Misses Proudie tanzen auch," sagte Griselda Grantly.

„Aber nicht auf einer Conversazione," bemerkte Lord Lufton. „Spermoil ist auch da. Er sah heiter aus und plauderte mit dem um ihn versammelten Kreis, als ob er an die Gottlosigkeit der Welt vollkommen gewöhnt wäre."

„Allerdings sind Leute hier, welchen man, wenn man es sich recht überlegt, nicht zu begegnen gewünscht hätte," sagte Lady Lufton, sich der von ihr selbst gemachten Erfahrung erinnernd.

„Aber dennoch muß Alles solid und in Ordnung sein, denn ich ging mit dem Oberdecan die Treppe herauf," sagte Lord Lufton. „Dies ist ein absoluter Beweis; meinen Sie nicht auch, Miß Grantly?"

„Ich fürchte durchaus Nichts," entgegnete die Gefragte. „Wenn ich bei Ihrer Mutter bin, so weiß ich, daß ich geschützt bin."

„Nun, das weiß ich doch nicht so gewiß," sagte Lord Lufton lachend. „Mutter, Du kennst wahrscheinlich noch nicht das Schlimmste. Wer glaubst Du wohl, wer hier ist?"

„Ich weiß, wen Du meinst; ich hab' ihn gesehen," sagte Lady Lufton sehr ruhig.

„Wir begegneten ihm gerade auf der obersten Stufe der Treppe," sagte Griselda mit lebendigerer Miene, als Lord Lufton bis jetzt an ihr wahrgenommen.

„Wie? dem Herzog?"

„Ja, dem Herzog," sagte Lady Lufton. „Allerdings wäre ich nicht hierher gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß ich mit diesem Manne in Berührung gerathen würde; es war aber ein Zufall, und bei solchen Gelegenheiten, wie diese, läßt es sich ein Mal nicht ändern."

Lord Lufton bemerkte sofort an dem Tone seiner Mutter, so wie an den Mienen ihres Gesichts, daß sie wirklich ein persönliches Rencontre mit dem Herzog gehabt hatte, aber auch, daß sie keineswegs so entrüstet darüber war, als man hätte erwarten können. Sie stand immer noch hier in Miß Dunstable's Hause und gab keinen Unwillen über Miß Dunstable's Handlungsweise zu erkennen.

Lord Lufton wäre kaum in höherem Grade überrascht gewesen, wenn er den Herzog seine Mutter hätte zur Tafel führen sehen. Dennoch sagte er weiter Nichts hierüber.

„Wirst Du auch tanzen, Ludovic?" fragte Lady Lufton.

„Allerdings bin ich mit Mistreß Proudie nicht dahin einverstanden, daß der Tanz sich für eine

Conversazione nicht schicke. Was meinen Sie, Miß Grantly?"

Griselda verstand sich nie sonderlich auf einen Scherz und glaubte jetzt, Lord Lufton suche von der Mühe, mit ihr zu tanzen, loszukommen. Dies ärgerte sie, denn die einzige Art von Annäherung, wodurch sich ein junger Mann ihr angenehm machen konnte, war das Amusement des Tanzens.

Sie war in dieser Beziehung ganz anderer Ansicht, als Miß Proudie, und bekam von Miß Dunstable wegen der von ihr eingeführten Neuerung eine hohe Meinung. In Gesellschaft leisteten Griselda's Zehen ihr mehr Dienste, als ihre Zunge, und sie war durch eine rasche Polka wahrscheinlich weit eher zu gewinnen, als durch ein zärtliches Wort. Der Antrag, der nach ihrem Geschmack gewesen wäre, hätte ihr während einer krampfhaften Pause in einem Walzer durch zwei keuchende Worte gemacht werden müssen, und dann, wenn sie den Arm gehoben hätte, um die gewohnte Stütze für ihren Rücken zu empfangen, hätte sie vielleicht Kraft genug gefunden, zu sagen: „Sprechen Sie — mit — Papa."

Nachdem sie ein Mal dies gesagt, würde es ihr am Angenehmsten gewesen sein von der ganzen Sache nicht eher wieder sprechen zu hören, als bis Alles besprochen und in Ordnung gebracht gewesen wäre.

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht," sagte Griselda, indem sie ihr Gesicht von Lord Lufton abwendete.

Man darf jedoch nicht glauben, daß Miß Grantly nicht an Lord Lufton gedacht oder daß sie nicht überlegt habe, wie groß der Vortheil sein werde, Lady Lufton auf ihrer Seite zu haben, wenn sie sich zu dem Wunsch entschlösse, Lord Lufton's Weib zu werden.

Sie wußte recht wohl, daß jetzt, in dieser allerersten Saison ihrer anerkannten Schönheit, ihre Zeit für einen Triumph war, und sie wußte auch, daß junge, hübsche, unverheirathete Lords nicht an Hecken wachsen, wie Heidelbeeren. Hätte Lord Lufton ihr seinen Antrag gemacht, so hätte sie ihn sofort angenommen, ohne weiter mit Bedauern an den größern Glanz zu denken, welcher einer künftigen Marquise von Hartletop zufallen könnte. In dieser Beziehung mangelte es ihr durchaus nicht an einem gewissen Grade Klugheit.

Lord Lufton hatte ihr aber bis jetzt noch keinen Antrag gemacht und eben so wenig durch irgend Etwas zu der Vermuthung Anlaß gegeben, daß er die Absicht habe, dies zu thun, und Griselda Grantly würde sich unter keiner Bedingung dazu verstanden haben, den ersten Schritt zu thun.

Lord Dumbello hatte allerdings auch noch keinen

Antrag gemacht, aber er hatte Zeichen gegeben — stumme Zeichen, so wie Vögel sich einander geben, und die für ein Mädchen, welches den Gebrauch ihrer Zehen dem ihrer Zunge vorzog, eben so verständlich waren, als mündliche.

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht," sagte Griselda in sehr kaltem Tone, und in diesem Augenblicke stand ein Herr vor ihr und bat sie um ihre Hand für den nächsten Tanz.

Es war Lord Dumbello, und Griselda stand, ohne durch etwas Anderes als eine stumme Verbeugung zu antworten, auf und legte ihren Arm in den ihres Cavaliers.

„Ich finde Sie doch noch hier, Lady Lufton, wenn wir fertig sind," sagte sie und verschwand dann unter den Tanzenden.

Wenn das Tanzen an der Tagesordnung ist, so bleibt einem Cavalier Nichts weiter übrig zu thun, als eine Dame dazu zu engagiren. Dies hatte Lord Lufton unterlassen, und nun ward ihm die Beute vor der Nase hinweggeführt.

Lord Dumbello zeigte eine unverkennbar triumphirende Miene, als er mit der Schönheit fortging.

Die Welt hatte gesagt, Lord Lufton wolle sie heirathen, und die Welt hatte auch gesagt, Lord Dumbello sei einer ihrer Bewunderer. Dies ärgerte Lord

Dumbello und er kam sich vor wie ein Gegenstand der Verachtung, wie ein abgewiesener Freier.

Wäre Lord Lufton nicht gewesen, so hätte er sich vielleicht nicht so viel aus Griselda Grantly gemacht; die Umstände hatten es aber so gefügt, daß er sich für sie interessirte, und er, als Erbe eines Marquisats, betrachtete es als seine Pflicht, Das, was er haben wollte, auch zu erlangen, mochte außer ihm noch danach trachten, wer da wollte.

Gerade auf dieselbe Weise gehen Gemälde bei Auctionen zuweilen so hoch weg, und Lord Dumbello betrachtete Miß Grantly, als stände sie jetzt unter dem Hammer des Auctionators, und glaubte, Lord Lufton suche ihn zu überbieten. Er zeigte daher eine triumphirende Miene, als er seinen Arm um Griselda's Taille legte und nach dem Takte der Musik mit ihr auf- und abwirbelte.

Lady Lufton und ihr Sohn blieben stehen und sahen einander an. Natürlich hatte Lord Lufton die Absicht gehabt, Griselda zum Tanz aufzufordern, und man kann nicht sagen, daß ihm seine getäuschte Erwartung sehr unangenehm gewesen wäre.

Natürlich hatte auch Lady Lufton erwartet, daß ihr Sohn und Griselda mit einander tanzen würden, und sie war ein Wenig geneigt, ihrer Schützlingin zu zürnen.

„Ich dächte, sie hätte noch eine Minute warten können," sagte sie.

„Aber weßhalb, Mutter? Es giebt gewisse Dinge, auf welche man niemals wartet. Miß Grantly that ganz recht daran, daß sie den Ersten nahm, der sich darbot."

Lady Lufton hatte sich vorgenommen, zu erfahren, was das Ende des von ihr entworfenen Planes sein werde. Sie konnte Griselda nicht immer bei sich haben, und wenn irgend Etwas arrangirt werden sollte, so mußte es jetzt arrangirt werden, während Beide noch in London waren. Nach dem Schluß der Saison wollte Griselda nach Plumstead zurückkehren und Lord Lufton, Niemand wußte noch, wohin, gehen.

Es wäre vergeblich gewesen, fernerweiten Gelegenheiten entgegenzusehen. Wenn die beiden jungen Leute einander jetzt nicht liebten, so thaten sie es nimmermehr. Lady Lufton begann zu fürchten, daß ihr Plan sich nicht bewähre, aber sie hatte sich vorgenommen, die Wahrheit sofort zu erfahren — wenigstens in so weit, als ihr Sohn betheiligt wäre.

„Ja, das ist wahr. Ihr ist es ganz gleich, mit wem sie tanzt," sagte Lady Lufton.

„Ganz gleich — das glaube ich auch — ausgenommen, daß ihr Dumbello vielleicht deßhalb lieber ist, weil er eine bessere Lunge hat."

„Es thut mir leid, Dich von Griselda auf diese Weise sprechen zu hören, Ludovic."

„Aber warum das, Mutter?"

„Weil ich gehofft hatte, daß Ihr — Du und sie — Gefallen an einander finden würdet."

Sie sagte Das in ernstem, zärtlichem und wehmüthigem Tone, indem sie zugleich zu ihrem Sohne aufblickte, als ob sie ihn um eine große Gunst bäte.

„Ja, Mutter, ich weiß, daß Du dies gewünscht hast."

„Du hast es gewußt, Ludovic!"

„Ja wohl, denn Du verstehst es nicht sonderlich, Deine Geheimnisse vor mir zu bewahren. In der That glaubte ich auch einige Zeit lang, daß ich Deinen Wunsch erfüllen könnte. Du bist so gut gegen mich gewesen, daß ich fast Alles für Dich thun könnte."

„O nein! nein!" sagte sie, sein Lob und das Opfer, welches er in Bezug auf seine eigenen Hoffnungen und Bestrebungen bringen zu wollen schien, ablehnend. „Um Nichts in der Welt willen möchte ich, daß Du so Etwas meinetwegen thätest. Keine Mutter hatte je einen bessern Sohn, und Dein Glück ist mein einziger Ehrgeiz."

„Aber, Mutter, Griselda würde mich nicht glücklich machen. Einen Augenblick lang war ich wahn=

sinnig genug, zu glauben, daß sie es könnte; es kam sogar eine Gelegenheit, bei welcher ich sie aufgefordert haben würde, mein Herz und meine Hand anzunehmen, aber —"

„Aber was, Ludovic?"

„Sprechen wir nicht davon; der Augenblick ist vorüber und ich werde ihr nun niemals einen derartigen Antrag machen. Ich glaube überhaupt nicht, daß sie mich nähme. Sie ist ehrgeizig und trachtet nach etwas Höherem, als ich bin. Uebrigens muß ich ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß sie recht wohl weiß, was sie thut, und daß sie ihre Karte so gut spielt, als ob sie mit derselben in der Hand geboren wäre."

„Du wirst Dich also niemals um ihre Hand bewerben?"

„Nein, Mutter, und wenn ich es gethan hätte, so wäre es blos aus Liebe zu Dir geschehen — blos aus Liebe zu Dir."

„Um Alles in der Welt willen möchte ich nicht, daß Du so Etwas thätest."

„Möge Dumbello sie nehmen. Sie wird ihm ein vortreffliches Weib sein, ganz das Weib, welches er sich wünscht. Und Du, liebe Mutter, Du wirst das Verdienst haben, ihr dabei behülflich gewesen zu sein."

„Aber, Ludovic, ich möchte Dich so gern vermählt sehen.“

„Mit der Zeit geschieht Alles, Mutter.“

„Ja, aber die gute Zeit verrinnt. Die Jahre vergehen so schnell. Ich hoffe, daß Du zuweilen an's Heirathen denkst.“

„Aber, Mutter, wenn ich Dir nun eine Frau brächte, die Dir nicht gefiele?“

„Es wird mir Jede gefallen, die Du liebst — das heißt —“

„Das heißt, wenn Du sie auch liebst, nicht wahr, Mutter?“

„Ich vertraue Deinem guten Geschmack. Ich weiß, daß Dir Keine gefallen kann, die nicht gebildet und gut ist.“

„Gebildet und gut. Wird das genügen?“ sagte er, indem er an Lucy Robarts dachte.

„Ja, es wird genügen, wenn Du sie liebst. Ich verlange nicht, daß Du nach Geld heirathest. Griselda wird ein Mal ein Vermögen erben, welches nicht zu verachten wäre, aber ich wünsche nicht, daß Du darauf Gewicht legest.“

Und so, während sie mit einander in Miß Dunstable's gedrängt vollem Salon standen, kamen Mutter und Sohn überein, daß der Lufton-Grantly-Allianztractat nicht ratificirt werden solle.

„Ich glaube, ich muß Mistreß Grantly benachrichtigen," sagte Lady Lufton bei sich selbst, als Griselda zu ihr zurückkehrte.

Es waren kaum ein Dutzend Worte zwischen Lord Dumbello und seiner Tänzerin gesprochen worden, aber diese junge Dame war nun ebenfalls zu dem Entschluß gekommen, daß der eben erwähnte Tractat niemals in's Leben treten solle.

Wir müssen nun zu unserer Wirthin zurückkehren, die wir nicht auf so lange Zeit hätten verlassen sollen, da ja dieses Kapitel ausdrücklich in der Absicht geschrieben ist, zu zeigen, wie gut sie sich selbst unter schwierigen Umständen zu benehmen verstand.

Sie hatte erklärt, daß sie nach einer Weile im Stande sein würde, ihren Standpunkt in der Nähe der Eingangsthür zu verlassen und ihre specielleren Freunde unter der Menge aufzusuchen.

Die Gelegenheit hierzu aber fand sich erst sehr spät Abends. Es kamen immer noch neue Gäste. Sie war von den unaufhörlichen Begrüßungen zum Tode ermüdet und hatte schon mehr als ein Mal erklärt, daß Mistreß Harold Smith ihre Stelle vertreten müsse.

Diese Letztere blieb ihr bei ihrer schwierigen Aufgabe mit wunderbarer Beständigkeit treu zur Seite und machte ihr diese Aufgabe erträglich.

Es gereichte dies Mistreß Harold Smith in hohem Grade zur Ehre. Ihre eigenen Hoffnungen mit Bezug auf die reiche Erbin waren vollständig zertrümmert, denn diese hatte ihre Antwort in kurzen, aber deutlichen Worten gegeben. Nichtsdestoweniger aber war sie ihrer Freundschaft treu und bei der gegenwärtigen Gelegenheit fast eben so bereit, Beschwerden zu ertragen, als ob sie das Recht einer Schwägerin im Hause gehabt hätte.

Gegen ein Uhr kam ihr Bruder. Er hatte Miß Dunstable, seitdem jener Antrag gemacht worden, noch nicht wiedergesehen und sich jetzt nur mit Mühe von seiner Schwester überreden lassen, sich zu zeigen.

„Was kann es nützen?“ sagte er. „Mit mir ist das Spiel aus.“

Er meinte damit, daß nicht blos das Spiel mit Miß Dunstable aus sei, sondern daß auch das große Spiel seines ganzen Lebens nächstens einen unerfreulichen Abschluß finden werde.

„Ach, dummes Zeug,“ sagte seine Schwester. „Willst Du vielleicht verzweifeln, weil ein Mann, wie der Herzog von Omnium, sein Geld haben will? Was gute Bürgschaft für ihn gewesen ist, das ist auch gute Bürgschaft für andere Leute.“

Und dann machte Mistreß Harold Smith sich Miß Dunstable angenehmer als je.

Als Miß Dunstable beinahe erschöpft war, kam Mr. Sowerby die Treppe herauf. Er hatte sich, um die Feuerprobe zu bestehen, mit der ganzen kaltblütigen Keckheit, welche ihm zu Gebote stand, gewaffnet, aber man sah deutlich, daß diese nicht genügte, und daß ohne Miß Dunstable's angebornen guten Humor die Begegnung eine sehr peinliche gewesen wäre.

„Da kommt mein Bruder," sagte Mistreß Harold Smith und verrieth durch ihr zitterndes Geflüster, daß sie seinem Erscheinen nicht ohne einen gewissen Grad von Furcht entgegengesehen hatte.

„Ah, wie geht es Ihnen, Mr. Sowerby?" fragte Miß Dunstable, indem sie ihm bis an die Schwelle der Thür entgegenging. „Besser spät, als niemals."

„Ich komme so eben erst aus der Parlamentssitzung," antwortete er, indem er ihr die Hand reichte.

„O, ich weiß wohl, daß Sie unter den Senatoren des Landes sans reproche sind, eben so wie Mr. Harold Smith sans peur, nicht wahr, liebe Freundin?"

„Ich muß gestehen, daß Sie gegen Beide ungewöhnlich streng gewesen sind," sagte Mistreß Harold lachend, „und, was meinen armen Gatten betrifft, mit großem Unrecht. Nathanael ist hier und mag sich selbst vertheidigen."

„Niemand wäre bei irgend einer Gelegenheit besser im Stande, dies zu thun. Aber, mein lieber

Mr. Sowerby, ich bin der Verzweiflung nahe. Glauben Sie, daß er kommen werde?"

„Wer denn?"

„Ach, wie können Sie so fragen? Sie wissen doch, daß ich zwei berühmte Gäste erwartete — Einer ist bereits dagewesen."

„Auf mein Wort, ich verstehe Sie nicht," sagte Mr. Sowerby, der nun seine ganze Unbefangenheit wiedergewonnen hatte. „Kann ich aber vielleicht Etwas thun? Soll ich Jemanden holen? Ha, da fällt mir ein — Sie erwarten jedenfalls Tom Towers, den Redacteur des ‚Jupiter.' Da kann ich Ihnen freilich nicht helfen. Doch siehe da, eben kommt er die Treppe herauf!"

Und Mr. Sowerby trat mit seiner Schwester auf die Seite, um für den großen Mann des Jahrhunderts Platz zu machen.

„Gott und alle Heiligen, stehet mir bei!" rief Miß Dunstable. „Wie um's Himmels willen habe ich mich zu benehmen, Mr. Sowerby, glauben Sie, daß ich niederknieen muß? Wer weiß, ob er nicht einen Berichterstatter mitgebracht hat?"

Und dann that Miß Dunstable zwei oder drei Schritte vorwärts, streckte die Hand aus und begrüßte Mr. Towers, den Redacteur des ‚Jupiter,' mit ihrem freundlichsten Lächeln.

„Mr. Towers," sagte sie, „ich freue mich, diese Gelegenheit zu haben, Sie bei mir zu sehen."

„Miß Dunstable, ich fühle mich durch das Recht, hier zu sein, unermeßlich geehrt," sagte er.

„Die Ehre ist ganz auf meiner Seite," entgegnete Miß Dunstable, sich nochmals graziös verneigend.

Beide wußten, daß dies Alles nur leere Redensarten waren, und binnen wenigen Minuten entspann sich eine eifrige Conversation.

„Apropos, Sowerby, was meinen Sie zu dieser angedrohten Auflösung?" fragte Tom Towers.

„Wir sind Alle in den Händen der Vorsehung," sagte Mr. Sowerby, indem er sich bemühte, die Sache ohne äußern Schein von Gemüthsbewegung hinzunehmen.

Die Frage war jedoch für ihn eine furchtbar bedeutungsvolle, und er hatte bis jetzt noch Nichts von einer solchen Drohung gehört, eben so wenig als Mistreß Harold Smith, oder Miß Dunstable, oder hundert Andere, welche jetzt Mr. Towers' Mittheilungen vernahmen.

Gewisse Menschen besitzen aber ein Mal die Gabe, dergleichen Neuigkeiten in Umlauf zu bringen, und die Leistung des Propheten wird oft durch seine Autorität zu Stande gebracht Am nächsten Morgen ging in allen hohen Kreisen der Gesellschaft das

Gerücht, daß eine Auflösung des Parlaments bevorstände.

„Diese Menschen haben in solchen Dingen kein Gewissen," sagte ein kleiner Gott, von den Riesen sprechend — ein kleiner Gott, dem seine Wahl zum Parlamentsmitglied schweres Geld gekostet hatte.

Mr. Towers blieb etwa zwanzig Minuten lang plaudernd im Vorzimmer stehen und entfernte sich dann wieder, ohne die Salons betreten zu haben. Er hatte dem Zwecke, um deß willen er eingeladen worden, entsprochen, und verließ Miß Dunstable in zufriedener Stimmung.

„Ich freue mich, daß er dagewesen ist," sagte Mistreß Harold Smith mit triumphirender Miene.

„Ja, ich freue mich auch," sagte Miß Dunstable, „obschon ich mich eigentlich meiner Freude schäme, denn was hat wohl mir oder Anderen dieser Besuch genützt?"

Und nachdem sie dieser moralischen Betrachtung Worte geliehen, begab sie sich in die Salons und entdeckte sehr bald Doctor Thorne, welcher ganz allein für sich an die Wand gelehnt stand.

„Nun, Doctor," sagte sie, „wo sind Mary und Frank? Sie selbst sehen mir durchaus nicht aus, als ob Sie sich sonderlich amüsirten."

„O, ich finde ganz das Amüsement, welches ich

erwartete," sagte er. „Frank und Mary sitzen irgend wo und amüsiren sich wahrscheinlich eben so."

„Es ist nicht schön von Ihnen, daß Sie so in ironischem Tone mit mir sprechen, Doctor. Was würden Sie sagen, wenn Sie aushalten müßten, was i ch diesen Abend durchzumachen gehabt habe?"

„Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, ich vermuthe aber, daß Sie an dergleichen Dingen Gefallen finden."

„Das weiß ich doch nicht gewiß. Geben Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich zum Souper. Das Bewußtsein, eine schwere Arbeit und zwar mit Erfolg verrichtet zu haben, ist doch etwas Angenehmes."

„Wir wissen Alle, daß die Tugend ihren Lohn in sich trägt," sagte der Doctor.

„Sie sind heute wirklich sehr unfreundlich gegen mich," sagte Miß Dunstable, indem sie an der Tafel Platz nahm. „Und Sie glauben wirklich, daß es in keiner Beziehung Etwas nützen könne, wenn ich dergleichen Gesellschaften gebe?"

„O doch — Manche Ihrer Gäste werden sich ohne Zweifel amüsirt haben."

„Nach Ihrer Ansicht ist Alles eitel, und Sie haben gewissermaßen Recht. Da sitze ich hier und muß Sherry trinken, während mir ein Glas Bier weit lieber wäre, aber davon kann natürlich nicht die Rede sein."

„Ich bitte Sie aber, nicht etwa zu glauben, daß ich Sie verdamme, Miß Dunstable."

„O, thun Sie das immerhin, Doctor Thorne, und ich verdamme mich übrigens selbst. Nicht als ob ich etwas Unrechtes gethan hätte, das Spiel ist aber ein Mal nicht das Licht werth."

„Nun, das ist noch die Frage."

„Nein, nein — das Spiel ist nicht das Licht werth. Und doch war es für mich ein Triumph, sowohl den Herzog von Omnium, als auch den berühmten Tom Towers an einem und demselben Abend bei mir zu empfangen. Sie müssen selbst bekennen, daß ich meine Sache nicht schlecht gemacht habe."

Bald nachher entfernten sich die Greshams mit Doctor Thorne, und ungefähr eine Stunde später war es Miß Dunstable vergönnt, sich zu Bett zu schleppen. War wohl das Spiel das Licht werth?

Sechstes Kapitel.

Der Triumph der Grantlys.

Es ist nur beiläufig erwähnt worden — und der Leser wird es daher wahrscheinlich vergessen haben — daß Mistreß Grantly von ihrem Gatten nicht speciell aufgefordert ward, nach London zu reisen, um Miß Dunstable's Gesellschaft beizuwohnen.

Mistreß Grantly sagte Nichts darüber, ärgerte sich aber im Stillen ein Wenig — nicht wegen des Verlustes, den sie in Bezug auf diese berühmte Versammlung erlitt, sondern weil sie fühlte, daß die Angelegenheiten ihrer Tochter der Oberaufsicht eines mütterlichen Auges bedurften.

Sie zweifelte auch an der angeblichen Ratification jenes Lufton=Grantly=Tractats, und weil sie daran

zweifelte, so war sie nicht ganz zufrieden damit, daß ihre Tochter Lady Lufton's Händen überlassen bliebe. Sie hatte ihrem Gatten vor seiner Abreise einige Worte gesagt, aber blos einige Worte, denn sie traute ihm in einer so delicaten Angelegenheit nicht Umsicht genug zu.

Sie war daher nicht wenig überrascht, als sie am zweiten Morgen nach der Abreise ihres Gatten einen Brief von ihm erhielt, durch welchen sie aufgefordert ward, sich unverweilt in London einzufinden. Sie war überrascht, aber ihr Herz war eher von Hoffnung, als von Furcht erfüllt, denn sie hegte zu der Discretion ihrer Tochter volles Vertrauen.

Am Morgen nach der Abendgesellschaft hatten Lady Lufton und Griselda wie gewöhnlich mit einander gefrühstückt, eine Jede aber fühlte, daß das Benehmen der Andern sich geändert hatte. Lady Lufton fand ihre junge Freundin etwas weniger aufmerksam und in ihrer Art und Weise vielleicht weniger schüchtern, als gewöhnlich, und Griselda fühlte, daß Lady Lufton weniger liebreich war.

Es ward jedoch wenig zwischen ihnen gesprochen, und Lady Lufton gab keine Verwunderung zu erkennen, als Griselda bat, allein zu Hause bleiben zu dürfen, anstatt die Lady bei ihrer Ausfahrt zu begleiten.

Spät am Nachmittag erschien der Oberdecan

und blieb bei seiner Tochter, bis Lady Lufton zurückkehrte. Dann verabschiedete er sich in etwas hastigerer Weise, als gewöhnlich, und ohne etwas Besonderes zu sagen, wodurch die lange Dauer seines Besuchs erklärt worden wäre.

Griselda sagte aber nichts Besonderes, und so verging der Abend, während Jede sich selbst unbewußt fühlte, daß sie mit der Andern auf weniger vertrautem Fuße stand, als früher der Fall gewesen.

Auch am nächstfolgenden Tage hatte Griselda keine Lust, mit auszufahren, und um vier Uhr brachte ein Diener ihr einen Brief. Ihre Mutter war in London angekommen und wünschte sie sofort zu sprechen. Sie ließ sich Lady Lufton empfehlen und sprach die Absicht aus, halb sechs Uhr oder auch zu irgend einer spätern Stunde, ganz wie es Lady Lufton belieben würde, zu erscheinen. Griselda sollte bei ihrer Mutter speisen — so sagte der Brief.

Lady Lufton erklärte, sie werde sich freuen, Mistreß Grantly zu der bestimmten Stunde zu sehen, und mit dieser Botschaft ausgerüstet, machte Griselda sich auf den Weg nach der Wohnung ihrer Mutter.

„Ich will Dich mit dem Wagen wieder abholen lassen," sagte Lady Lufton. „Ich glaube, gegen zehn Uhr wird die rechte Zeit sein."

„Ich danke Ihnen,“ sagte Griselda. „Ich glaube auch, dies wird die rechte Stunde sein.“

Und damit entfernte sie sich.

Schlag halb sechs Uhr trat Mistreß Grantly in Lady Lufton's Salon. Ihre Tochter kam nicht mit ihr, und Lady Lufton sah an der Miene ihrer Freundin sofort, daß Geschäftsangelegenheiten besprochen werden sollten. Es war dies auch in der That für sie selbst nothwendig, denn Mistreß Grantly mußte nun erfahren, daß der Familientractat nicht ratificirt werden könne. Lord Lufton lehnte das Bündniß ab, und seiner armen Mutter fiel nun die unangenehme Aufgabe zu, dies zu erklären.

„Ihre Ankunft in London ist eine ziemlich unerwartete,“ sagte Lady Lufton, sobald ihre Freundin auf dem Sopha Platz genommen.

„Ja, allerdings. Ich erhielt erst heute Morgen von meinem Gatten einen Brief, welcher meine Herreise unbedingt nothwendig machte.“

„Es handelte sich doch nicht um schlimme Nachrichten, hoffe ich?“ sagte Lady Lufton.

„Nein; schlimme Nachrichten kann ich es nicht nennen, aber, meine werthe Lady Lufton, die Dinge gestalten sich nicht immer gerade so, wie man es haben möchte.“

„Ja, das ist wahr," sagte Mylady, indem sie bedachte, daß sie Mistreß Grantly bei dieser gegenwärtigen Unterredung die Neuigkeit, welche fortwährend ihre Gedanken beschäftigte, mittheilen müsse. Sie wollte indessen erst Mistreß Grantly ihre Geschichte erzählen lassen, und ahnte vielleicht, daß dieselbe mit der ihrigen in Zusammenhang stände.

„Meine arme gute Griselda!" hob Mistreß Grantly fast mit einem Seufzer an, „ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Lady Lufton, welche Hoffnungen ich in Bezug auf meine Tochter hegte."

„Hat sie Ihnen vielleicht gesagt" —

„Sie würde sich sofort gegen Sie ausgesprochen haben, und es wäre eigentlich auch ihre Pflicht gewesen, dies zu thun, aber sie war schüchtern, was übrigens auch nicht zu verwundern war. Auch war es ihre Pflicht, erst ihren Vater und mich zu sprechen, ehe sie einen bestimmten Entschluß faßte. Nun aber kann ich sagen, daß die Sache entschieden ist."

„Was meinen Sie für eine Sache?" fragte Lady Lufton.

„Natürlich kann Niemand im Voraus sagen, wie dergleichen Dinge sich gestalten," fuhr Mistreß Grantly fort, indem sie mehr um den Busch herum ging, als nöthig war. „Der theuerste Wunsch meines Herzens

war, Griselda mit Lord Lufton vermählt zu sehen. Ich hätte sie so gern in unsrer Nähe behalten, und übrigens würde eine solche Partie auch meinen Ehrgeiz vollkommen zufriedengestellt haben."

„Ja, das glaube ich selbst!"

Lady Lufton sagte dies nicht laut, aber sie dachte es. Mistreß Grantly sprach von einer Heirath zwischen ihrer Tochter und Lord Lufton, als ob sie durch die Genehmigung derselben einen gewissen Grad christlicher Mäßigung bewiesen haben würde. Griselda Grantly war ein sehr nettes Mädchen, konnte aber — so dachte Lady Lufton in diesem Augenblick — ihrem Werthe nach auch leicht zu hoch angeschlagen werden.

„Meine liebe Mistreß Grantly," sagte Lady Lufton, „seit einigen Tagen habe ich einsehen gelernt, daß unsere beiderseitigen Hoffnungen in dieser Beziehung keine Aussicht auf Verwirklichung haben. Mein Sohn — doch vielleicht ist es nicht nöthig, die Sache weiter auseinander zu setzen. Wären Sie nicht selbst gekommen, so hätte ich an Sie geschrieben — wahrscheinlich heute noch. Was auch das Schicksal der guten Griselda im Leben sein möge, so hoffe ich aufrichtig, daß sie glücklich sei."

„Und ich glaube, sie wird es sein," sagte Mistreß Grantly im Tone großer Selbstzufriedenheit.

„Wie — ist vielleicht" —

„Lord Dumbello hat neulich bei Gelegenheit von Miß Dunstable's Abendgesellschaft um Griselda's Hand angehalten," sagte Mistreß Grantly, indem sie die Augen auf den Boden heftete und plötzlich ein schüchternes Wesen annahm. „Lord Dumbello hat gestern Abend und auch heute Morgen mit meinem Gatten gesprochen, und ich glaube, er befindet sich in diesem gegenwärtigen Augenblick in unserer Wohnung.

„Ah so!" sagte Lady Lufton.

Sie hätte Welten darum gegeben, wenn sie in diesem Augenblick Selbstbeherrschung genug besessen hätte, um in ihrem Ton und Wesen unbedingte Freude über diese Mittheilung an den Tag zu legen. Aber sie besaß nicht so viel Selbstbeherrschung und war sich ihres eigenen Mangels peinlich bewußt.

„Ja," sagte Mistreß Grantly. „Es ist Alles in so weit abgemacht, und da ich weiß, wie freundlich Sie sich für die gute Griselda interessiren, so hielt ich es für meine Pflicht, Sie ohne Verzug davon zu unterrichten. Nichts kann biederer und ehrenhafter sein, als Lord Dumbello's Verhalten, und die Partie ist, im Ganzen betrachtet, von der Art, daß ich und mein Gatte damit nur zufrieden sein können."

„Es ist allerdings eine große Partie," sagte Lady Lufton. „Haben Sie schon Lady Hartletop, Lord Dumbello's Mutter, gesprochen?"

Lady Hartletop war durchaus nicht als eine angenehme Connexion zu betrachten, dennoch aber war dies das einzige in gewissem Grade als mißbilligend zu betrachtende Wort, welches Lady Luston sich entschlüpfen ließ, und sie benahm sich im Ganzen genommen nach meiner Ansicht sehr gut.

„Lord Dumbello ist so vollständig sein eigener Herr, daß es nicht nothwendig gewesen ist," sagte Mistreß Grantly. „Sein Vater ist davon unterrichtet, und mein Gatte wird ihn entweder morgen oder übermorgen sprechen."

Es blieb Lady Luston weiter Nichts übrig, als ihrer Freundin Glück zu wünschen, und sie that dies in Worten, welche vielleicht nicht ganz aufrichtig, dabei aber doch nicht schlecht gewählt waren.

„Ich hoffe, daß Griselda sehr glücklich sein werde," sagte Lady Luston, „und daß das Bündniß Ihnen und ihrem Vater zur Freude gereichen möge. Die Stellung, welche sie sonach berufen ist, auszufüllen, ist eine sehr glänzende, aber nicht glänzender, als ihren ausgezeichneten Eigenschaften angemessen ist."

Dies war sehr edelmüthig gesprochen, und Mistreß Grantly fühlte es. Sie hatte erwartet, daß ihre Mittheilung mit kalter Höflichkeit aufgenommen werden würde, und war vollkommen bereit, da nöthig, einen Kampf aufzunehmen. Sie wünschte aber den Krieg

durchaus nicht und war daher der Lady für ihre Herzlichkeit fast dankbar.

„Meine werthe Lady Lufton," sagte sie, „es ist so freundlich von Ihnen, dies zu sagen. Ich habe bis jetzt noch Niemanden Etwas davon gesagt, und wollte es auch nicht eher thun, als bis Sie es wüßten. Niemand hat meine Tochter so gut gekannt und so gut verstanden, wie Sie, und ich kann Ihnen versichern, daß es Niemanden giebt, dessen Freundschaft sie in ihrer neuen Sphäre nur mit halb so viel Vergnügen entgegensehen würde, wie der Ihrigen."

Lady Lufton sagte weiter nicht viel. Sie konnte nicht erklären, daß sie von einer vertrauten Bekanntschaft mit der künftigen Marquise von Hartletop viel Genuß erwartete. Die Hartletops und die Luftons mußten, wenigstens noch diese Generation, in getrennten Welten leben, und sie hatte nun Alles gesagt, was ihre alte Bekanntschaft gegen Mistreß Grantly verlangte.

Diese verstand dies Alles eben so gut, wie Lady Lufton, war aber eine weit gewandtere Weltdame.

Es ward besprochen, daß Griselda für diese Nacht noch unter Lady Lufton's Dach zurückkehren, mit dem morgenden Tage aber ihr Besuch sein Ende erreichen sollte.

„Mein Gatte glaubt, daß es am Besten sein werde, wenn ich vor der Hand in London bleibe,“ sagte Mistreß Grantly, „und unter den jetzt obwaltenden sehr eigenthümlichen Umständen wird Griselda vielleicht bei mir am Besten aufgehoben sein.“

Hiermit war Lady Lufton vollkommen einverstanden, und sie schieden somit als ganz vortreffliche Freundinnen, nachdem sie einander auf die liebreichste Weise umarmt hatten.

Griselda kam für diesen Abend zu Lady Lufton zurück, und diese hatte sonach die fernerweite Aufgabe, auch ihr Glück zu wünschen.

Diese Aufgabe war unangenehmer, als die erste, besonders weil die Sache jetzt im Voraus überlegt werden mußte.

Der vortreffliche gesunde Menschenverstand der jungen Dame und ihre sonstigen guten Eigenschaften machten jedoch diese Aufgabe zu einer verhältnißmäßig leichten.

Griselda weinte nicht, sie ward nicht leidenschaftlich, sie bekam keine Krämpfe, sie verrieth keine Gemüthsbewegung. Sie sprach nicht ein Mal von ihrem edlen Dumbello. Sie nahm Lady Lufton's Küsse fast schweigend hin, dankte ihr für ihre Güte und machte auf ihre glänzende Zukunft keinerlei Anspielung.

„Ich möchte heute Abend etwas zeitig schlafen gehen,“ sagte sie, „da ich ja noch das Einpacken zu besorgen habe.“

„Die Richards wird dies Alles besorgen, liebes Kind.“

„Ja, ich weiß es wohl, und die Richards ist sehr gut und dienstfertig. Meine Kleider möchte ich aber lieber selbst einpacken.“

Und somit ging sie zeitig zu Bett.

Während der nächsten zwei Tage bekam Lady Lufton ihren Sohn nicht zu sehen, als er aber am dritten kam, sagte sie ihm natürlich einige Worte über Griselda.

„Hast Du die Neuigkeit schon gehört, Ludovic?“ fragte sie.

„Ja wohl, es wird in allen Clubs davon gesprochen.“

„Nun, Du hast auf jeden Fall Nichts dabei verloren.“

„Du auch nicht, Mutter; dies wirst Du selbst wissen. Sage, daß Du es nicht bedauerst — sage es um meinetwillen, liebe Mutter. Fühlst Du nicht in Deinem innersten Herzen, daß sie nicht geschaffen war, als mein Weib glücklich zu sein — oder mich glücklich zu machen?“

„Es ist möglich, daß Du Recht hast," sagte Lady Lufton seufzend.

Und dann küßte sie ihren Sohn und sagte sich selbst, daß kein Mädchen in England gut genug für ihn sei.

Siebentes Kapitel.

Der Lachsfang in Norwegen.

Lord Dumbello's Verlobung mit Griselda Grantly war während der nächsten zehn Tage das Stadtgespräch, wenigstens bildete sie einen der beiden Gegenstände, welche jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch nahmen, denn der andere war das zuerst von Tom Towers in Miß Dunstable's Abendgesellschaft in Umlauf gesetzte Gerücht hinsichtlich einer angedrohten Auflösung des Parlaments.

Lord Lufton hing immer noch mit unverbrüchlicher Liebe an Lucy Robarts. Hätte er geglaubt, daß irgend ein Dumbello diese Festung belagere, so würde sein Zorn darüber sich auf ganz andere Weise kundgegeben haben, als er sich in Bezug auf Griselda's Bündniß mit Lord Dumbello aussprach.

Hierüber konnte er unbefangen und heiter scherzen; hätte er aber etwas Aehnliches in Bezug auf Lucy gehört, so wäre dann von Scherz keine Rede gewesen, und ich bezweifle, daß es nicht sogar nachtheilig auf seinen Appetit eingewirkt hätte.

„Mutter," sagte er zu Lady Lufton, einige Tage, nachdem Griselda's Verlobung bekannt geworden, „ich gehe nach Norwegen auf den Fischfang."

„Nach Norwegen — auf den Fischfang?"

„Ja, wir haben eine gemüthliche kleine Gesellschaft zusammengebracht. Clontarf geht mit und Culpepper."

„Wie? Dieser entsetzliche Mensch?"

„Auf den Fischfang versteht er sich vortrefflich. Wir sind im Ganzen unser Sechs, und heute über acht Tage brechen wir auf."

„Das ist aber sehr schnell, Ludovic."

„Ja, es ist schnell, aber wir sind London's überdrüssig. Ich würde dennoch nicht so bald schon gehen, Clontarf und Culpepper sagen aber, die Saison finge dieses Jahr sehr zeitig an. Ich muß auch erst ein Mal nach Framley, ehe wir abreisen — wegen meiner Pferde — und deßhalb kam ich eben, um Dir zu sagen, daß ich morgen dort sein werde."

„Morgen in Framley! Wenn Du noch drei Tage warten könntest, so ginge ich auch mit."

Lord Lufton konnte aber nicht drei Tage warten.

Es ist möglich, daß er dieses Mal die Gegenwart seiner Mutter in Framley, während er dort war, nicht wünschte, und da er glaubte, seine Befehle wegen seines Stalles, wenn er allein wäre, ungenirter ertheilen zu können. Jedenfalls lehnte er ihre Begleitung ab und reis'te am nächstfolgenden Morgen wirklich allein nach Framley.

„Mark," sagte Fanny, indem sie gegen Mittag in das Studirzimmer ihres Gatten geeilt kam, „Lord Lufton ist da. Hast Du es schon gehört?"

„Wie? Hier in Framley?"

„Er ist drüben in Framley Court, so sagen die Diener. Man hat ihn mit einigen seiner Pferde auf der kleinen Wiese gesehen. Willst Du nicht zu ihm hinübergehen?"

„Ja wohl, versteht sich," sagte Mark, indem er sofort seine Papiere zusammenschob. „Lady Lufton kann nicht auch dasein, und wenn er allein ist, so wird er wahrscheinlich zu uns zu Tische kommen."

„Das weiß ich doch nicht," sagte Fanny und dachte an die arme Lucy.

„Er ist durchaus nicht wählerisch. Was für uns gut genug ist, das ist es auch für ihn. Jedenfalls werde ich ihn einladen."

Und ohne weiter ein Wort zn sagen, nahm der Vicar seinen Hut und ging, um seinen Freund aufzusuchen.

Lucy Robarts war zugegen gewesen, als der Gärtner die Nachricht von Lord Lufton's Ankunft in Framley überbracht hatte, und wußte, daß Fanny gegangen war, um ihren Gatten davon zu unterrichten.

„Er wird doch nicht hierher kommen, wie?" fragte sie, sobald Fanny wieder in das gemeinschaftliche Wohnzimmer trat.

„Ich weiß es nicht," sagte Fanny. „Ich hoffe es nicht. Er sollte es nicht thun, und ich glaube auch nicht, daß er es thun wird. Aber Mark sagt, er werde ihn zum Diner einladen."

„Dann, Fanny, muß ich mich krank stellen. Einen andern Ausweg giebt es nicht."

„Ich glaube nicht, daß er kommen wird. Ich glaube nicht, daß er so grausam sein kann. Ich bin sogar überzeugt, daß er nicht kommt, aber doch hielt ich es für meine Pflicht, es Dir zu sagen."

Lucy hielt es selbst für unwahrscheinlich, daß Lord Lufton unter den gegenwärtigen Umständen in das Pfarrhaus kommen würde, und nahm sich fest vor, wenn er doch käme, nicht bei Tische zu erscheinen. Nichtsdestoweniger aber war der Gedanke, daß er in Framley sei, ihr vielleicht nicht ganz unangenehm.

„Wenn er kommt, Fanny," sagte sie nach einer Pause in feierlichem Tone, „so muß ich auf meinem Zimmer bleiben und Mark denken lassen, was ihm

beliebt. Es wird für mich besser sein, wenn ich allein auf meinem Zimmer eine Närrin bin, als in seiner Gegenwart im Gesellschaftszimmer."

Mark Robarts nahm Hut und Stock und ging sofort hinüber nach der ihm wohlbekannten kleinen Wiese, wo Lord Lufton mit den Pferden und Stallknechten beschäftigt war.

Der Vicar befand sich gerade jetzt auch nicht in überaus heiterer Gemüthsstimmung, denn seine Correspondenz mit Mr. Tozer ward immer lebhafter. Er hatte von diesem unermüdlichen Manne Nachricht erhalten, daß gewisse, schon längst gefällige Wechsel in der Bank von Barchester lägen. Eine Verkettung von gewissen eigenthümlichen, unglücklichen Umständen machte es unumgänglich nothwendig, daß Mr. Tozer ohne ferneren Zeitverlust die verschiedenen Summen wieder erhielte, welche er auf Mr. Robarts' Namen zu verschiedenen Zeiten vorgeschossen. Absolute Drohungen wurden nicht ausgesprochen, und eigenthümlicherweise auch kein festbestimmter Betrag genannt.

Der Vicar konnte jedoch dabei nicht umhin, mit schmerzlich genauer Aufmerksamkeit zu bemerken, daß nicht von einem längst fälligen Wechsel, sondern von längst fälligen Wechseln die Rede war.

Wenn nun Tozer die sofortige Bezahlung von neunhundert Pfund verlangte?

Bis jetzt hatte er blos an Mr. Sowerby geschrieben und diesen Morgen wieder eine Antwort von ihm zu erhalten erwartet, aber bis jetzt war ihm noch keine solche Antwort zugegangen. Demzufolge befand er sich im gegenwärtigen Augenblick nicht auf besonders heiterer Laune.

Es dauerte nicht lange, so war er bei Lord Lufton und den Pferden. Vier oder fünf derselben wurden langsam auf der Wiese hin- und hergeführt und die Decken heruntergenommen, damit ihr Herr sie genauer in Augenschein nehmen könnte.

Obschon aber Lord Lufton auf diese Weise sein Werk zu verrichten suchte, that er es doch nicht mit ganzem Herzen, wie der Oberstallknecht recht wohl bemerkte. Er war mit seinen Gäulen unzufrieden und schien sie, nachdem er gethan, als sähe er sie an, nicht schnell genug wieder aus den Augen bekommen, zu können.

„Wie geht Dir's, Lufton?“ sagte Robarts, sich ihm nähernd. „Ich hörte, daß Du da wärst, und bin daher sofort herübergeeilt.“

„Ja, ich bin erst diesen Morgen angekommen und würde Dich nun unverweilt besucht haben. Ich will auf ungefähr sechs Wochen nach Norwegen gehen und, wie ich erfahren, finden sich die Fische dieses Jahr so frühzeitig ein, daß wir unverweilt aufbrechen müssen. Ich habe Etwas mit Dir zu besprechen, ehe ich fortgehe,

und es ist dies hauptsächlich das, was mich bewogen hat, erst noch ein Mal hierher zu kommen."

Es ward dies Alles in einem eiligen und durchaus nicht unbefangenen Tone gesagt, welcher dem Vicar auffiel und ihn auf den Gedanken brachte, daß die Sache, von welcher gesprochen werden sollte, nicht angenehm zu discutiren sein werde. Er wußte ja nicht, ob vielleicht Lord Lufton selbst bei Tozer und bei den Wechseln die Hand mit im Spiele gehabt hatte.

„Du wirst heute bei uns speisen," sagte er, „wenn Du, wie ich glaube, allein bist."

„Ja, ich bin ganz allein."

„Dann wirst Du kommen?"

„Das weiß ich noch nicht bestimmt. Ich glaube in der That, ich werde nicht kommen können. Mache mir kein böses Gesicht. Ich will Dir die ganze Sache erklären."

Was konnte vorgegangen sein, und wie war es möglich, daß Tozer's Wechsel zum Hinderniß für Lord Lufton ward, mit im Pfarrhause zu speisen?

Der Vicar sagte indessen Nichts weiter über diesen Gegenstand, sondern wendete sich ab, um die Pferde anzusehen.

„Es sind sehr schöne Thiere," sagte er.

„Nun ja, ich weiß es nicht. Wenn man vier oder fünf Pferde anzusehen hat, so weiß man nicht,

welchem man den Vorzug geben soll. Die kastanienbraune Stute ist jetzt, wo Niemand sie haben will, ein wahres Bild. Führe sie nun wieder hinein, Pounce. Es ist gut so."

„Wollen Sie nicht ein Mal den schönen alten Rappen ansehen?" fragte Pounce, der Oberstallbursche, in wehmüthigem Tone. „Es ist ein schönes Pferd, Sir, schön wie die Jugend."

„Die Wahrheit zu gestehen, finde ich diese Pferde zu schön. Es ist gut so, führe sie wieder hinein. Und nun, Mark, wenn Du Zeit hast, wollen wir eine Runde um den Wald machen."

Mark hatte natürlich Zeit, und so traten sie ihren Gang an.

„Ich glaube, mit Deinem Stalle machst Du ein Wenig zu viel Umstände," hob Robarts wieder an.

„Ach laß jetzt den Stall Stall sein," sagte Lord Lufton. „Ich muß Dir sagen, daß ich nicht daran denke, Mark," hob er dann nach einer kurzen Pause plötzlich wieder an. „Ich wünsche, daß Du ganz aufrichtig gegen mich seiest. Hat Deine Schwester jemals von mir gesprochen?"

„Meine Schwester? Meinst Du Lucy?"

„Ja, ich meine Lucy."

„Nein, niemals; wenigstens nichts Specielles, Nichts, was mir in diesem Augenblicke einfiele."

„Fanny, Deine Frau, auch nicht?"

„Ob diese von Dir gesprochen hat — Fanny? Freilich hat sie es, aber auf ganz gewöhnliche Weise. Es wäre unmöglich, daß sie es nicht thäte. Aber was willst Du eigentlich sagen?"

„Hat Keine von Beiden Dir gesagt, daß ich Deiner Schwester einen Heirathsantrag gemacht habe?"

„Daß Du Lucy einen Heirathsantrag gemacht hast?"

„Ja, daß ich Lucy einen Heirathsantrag gemacht habe."

„Nein, davon hat mir Niemand Etwas gesagt. Ich habe mir nie so Etwas träumen lassen, und mit meiner Frau und meiner Schwester wird dies, glaube ich, derselbe Fall sein. Wenn irgend Jemand ein solches Gerücht ausgesprengt oder gesagt hat, daß Fanny oder Lucy so Etwas nur angedeutet hätten, so ist es eine elende Lüge. Gütiger Himmel, Lufton, wofür hältst Du uns?"

„Aber ich habe es wirklich gethan," sagte der Lord.

„Was hast Du denn gethan?" fragte der Vicar.

„Ich habe Deiner Schwester wirklich einen Heirathsantrag gemacht."

„Du hast Lucy einen Heirathsantrag gemacht?"

„Ja wohl, in den deutlichsten, klarsten Worten."

„Und welche Antwort gab sie Dir?"

„Sie wies mich ab. Und jetzt, Mark, bin ich in der ausdrücklichen Absicht hierher gekommen, diesen Antrag zu wiederholen. Nichts konnte entschiedener sein, als die Antwort Deiner Schwester, ja dieselbe war fast unhöflich entschieden. Dennoch aber ist es möglich, daß sie auf Umstände Gewicht gelegt hat, worauf sie keins hätte legen sollen. Wenn sie ihre Liebe nicht einem Andern geschenkt hat, so habe ich vielleicht immer noch Aussicht darauf. Es ist die alte Geschichte von dem schüchternen Herzen, weißt Du. Wenigstens bin ich gesonnen, mein Glück nochmals zu versuchen, und nachdem ich mir die Sache reiflich überlegt, bin ich zu dem Schlusse gekommen, daß ich erst mit Dir sprechen muß, ehe ich mich nochmals an Lucy wende."

„Lord Lufton liebt Lucy!" sagte Mark bei sich selbst und fragte sich dann, wie dies möglich sei. Seiner Ansicht nach war seine Schwester Lucy ein sehr schlichtes Mädchen — allerdings nicht häßlich, aber keineswegs schön; allerdings nicht dumm, aber auch keineswegs sehr geistreich. Und dann hätte er geglaubt, daß von allen Männern, die er kannte, Lord Lufton der Letzte sein würde, der sich in ein solches Mädchen verliebte.

Und übrigens, was sollte er sagen oder thun? Welche Ansicht war er verpflichtet zu hegen?

Auf der einen Seite stand Lady Lufton, welcher

er Alles verdankte. Wie war es ihm möglich, nur wenige Schritte von ihrem Schlosse entfernt zu leben, wenn er sich dazu verstand, Lord Lufton als den Freier seiner Schwester anzuerkennen?

Allerdings wäre es eine große Partie für Lucy gewesen, aber er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Lucy in der That die absolut herrschende Königin von Framley Court würde.

„Glaubst Du, daß Fanny Etwas davon weiß?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich kann es nicht sagen. Wenn sie Etwas weiß, so ist mir dies doch unbekannt. Ich sollte meinen, diese Frage könntest Du selbst am Besten beantworten.“

„Nein, ich kann sie gar nicht beantworten,“ entgegnete Mark. „Ich für meine Person habe nicht die entfernteste Idee von so Etwas.“

„Deine Ideen brauchen jetzt durchaus nicht entfernt zu sein,“ entgegnete Lord Lufton lächelnd, „und Du kannst es vielmehr als Thatsache betrachten. Ich habe Lucy wirklich einen Heirathsantrag gemacht; ich ward abgewiesen, ich stehe aber jetzt im Begriff, meinen Antrag zu wiederholen, und weihe Dich in mein Vertrauen ein, damit Du, als Lucy's Bruder und mein Freund, mir den in Deinen Kräften stehenden Beistand leihest.“

Sie gingen hierauf einige Schritte schweigend weiter, worauf Lord Lufton hinzusetzte:

„Und nun will ich heute bei Dir diniren, wenn Du es wünschest.“

Mr. Robarts wußte nicht, was er sagen sollte. Er wußte nicht, welche Antwort die Pflicht von ihm verlangte. Er hatte nicht das Recht, sich zwischen seine Schwester und eine solche Heirath zu stellen, wenn sie selbst dieselbe wünschte, aber dennoch hatte dieser Gedanke etwas Schreckliches. Mark konnte nicht umhin, zu glauben, daß ein solches Project ein gefährliches sei und ganz gewiß für sie Alle einen schlimmen Ausgang nehmen müsse.

Was würde Lady Lufton dazu sagen?

Dies war ohne Zweifel die Hauptquelle seiner Furcht.

„Hast Du schon mit Deiner Mutter darüber gesprochen?“ fragte er.

„Mit meiner Mutter? Nein. Was soll ich mit ihr sprechen, so lange ich mein Schicksal selbst noch nicht kenne? So lange noch eine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß man einen Korb bekommt, spricht man nicht gern viel von solchen Dingen. Dir sage ich es, weil ich mich nicht unter einem falschen Vorwand in Dein Haus einschleichen mag.“

„Aber was wird Lady Lufton sagen?“

„Ich halte es für wahrscheinlich, daß sie anfangs sich mißfällig darüber aussprechen wird. Binnen vierundzwanzig Stunden jedoch hätte sie sich mit dem Project ausgesöhnt, und nach einigen Wochen wäre Lucy ihr liebster Favorit und Premierminister aller ihrer Machinationen. Du kennst meine Mutter nicht, wie ich sie kenne. Sie würde den Kopf hergeben, wenn sie wüßte, daß mir dies Freude machte."

„Und aus diesem Grunde," sagte der Vicar, „solltest Du womöglich ihr Freude machen."

„Aber ich kann doch nicht eine von ihr für mich gewählte Frau nehmen, wenn dieselbe mir nicht gefällt," sagte Lord Lufton.

Die beiden Freunde gingen noch etwa eine Stunde lang im Garten hin und her, kamen aber kaum über den Punkt hinaus, bis zu welchem wir ihr Gespräch verfolgt haben.

Der Vicar konnte augenblicklich zu keinem Entschluß kommen, und ebensowenig war er, wie er Lord Lufton mehr als ein Mal sagte, überzeugt, daß Lucy sich nach dem, was er ihr vielleicht sagte, richten würde.

Man verabredete demgemäß endlich, daß Lord Lufton unmittelbar nach dem Frühstück am nächstfolgenden Morgen in das Pfarrhaus kommen sollte. Eben so kam man überein, heute lieber nicht gemeinschaftlich zu diniren, und der Vicar versprach, womöglich bis

zum nächstfolgenden Morgen mit sich über den Rath einig geworden zu sein, den er seiner Schwester geben wollte.

Nachdem auf diese Weise eine vorläufige Bestimmung getroffen worden, kehrte der Vicar nach Hause zurück und fühlte, daß er, so lange er nicht Fanny zu Rathe gezogen, gänzlich im Dunkeln tappte.

Zu Hause angelangt, suchte er daher unverweilt seine Gattin auf und erfuhr binnen fünf Minuten wenigstens so viel, als sie selbst wußte.

„Und Du meinst, Fanny, Lucy liebe ihn?“ fragte er.

„Ja, ganz gewiß, und ist es etwa nicht natürlich? Als ich die Beiden so oft beisammen sah, fürchtete ich gleich, daß Lucy sich in den jungen Lord verlieben würde, aber niemals hätte ich geglaubt, daß auch er sich für sie interessirte.“

Selbst in Fanny's Augen besaß Lucy nicht die Hälfte der anziehenden Eigenschaften, womit sie doch von der Natur ausgestattet war. Nachdem die beiden Gatten sich eine Stunde lang mit einander unterredet, ließen sie Lucy bitten, zu ihnen zu kommen.

„Tante Lucy,“ sagte ein rothbäckiger kleiner Schelm in Lucy's Zimmer tretend, „Papa und Mama wollen mit Dir sprechen, aber ich soll nicht hineinkommen.“

Lucy küßte den Knaben und fühlte, wie ihr das Blut rasch nach dem Herzen zurückströmte.

„Du sollst nicht mit hineinkommen?" sagte sie und hätschelte den Kleinen noch eine Weile, blos weil sie nicht ein Mal ihm zu verrathen wünschte, daß sie sich kaum länger zu beherrschen vermochte. Sie wußte, daß Lord Lufton in Framley war, sie wußte, daß ihr Bruder bei ihm gewesen, sie wußte, daß man davon gesprochen, er werde zu Tische kommen. War es möglich, daß er mit Mark von dem Antrage gesprochen, den er ihr gemacht?

Und sie bückte sich nochmals, um den Knaben zu küssen, strich sich das Haar glatt und ging dann langsam in das Zimmer ihres Bruders hinunter.

Ihre Hand ruhte einige Secunden lang auf dem Thürschloß, ehe sie öffnete, aber sie hatte sich vorgenommen, möchte kommen, was da wollte, muthig und tapfer zu sein.

Sie stieß die Thür auf und trat mit kühner Stirn, weitgeöffneten Augen und langsamem Schritt hinein.

„Frank sagt, Ihr wünschtet mich zu sprechen," sagte sie.

Mark und Fanny standen mit einander am Kamin, und Jedes wartete einige Secunden, um das Andere zuerst sprechen zu lassen, bis endlich Fanny begann:

„Lord Lufton ist da, Lucy."

„Da? Wo denn? Hier bei uns im Hause?"

„Nein, nicht bei uns im Hause, sondern drüben in Framley Court," sagte Mark.

„Und er will morgen nach dem Frühstück uns besuchen," setzte Fanny hinzu.

Hier trat wieder eine Pause ein.

Fanny wagte kaum, Lucy in's Gesicht zu sehen. Sie hatte ihr Vertrauen nicht verrathen, denn das Geheimniß war Mark nicht von ihr, sondern von Lord Lufton mitgetheilt worden, aber sie konnte nicht umhin, zu fühlen, daß Lucy glauben würde, sie habe es verrathen.

„Nun schön," sagte Lucy, indem sie zu lächeln versuchte; „ich habe durchaus Nichts dagegen."

„Aber, liebe Lucy," sagte Fanny, indem sie ihre Schwägerin liebkosend umschlang, „er kommt ausdrücklich, um Dich zu sehen."

„Ah, das ist allerdings etwas Anderes, und ich fürchte, ich werde beschäftigt sein und ihn nicht sprechen können," entgegnete Lucy.

„Er hat Mark Alles gesagt," hob Fanny wieder an.

Lucy fühlte, daß ihr Muth ihr fast untreu ward. Sie wußte kaum, wohin sie sehen oder wie sie stehen sollte.

Hatte Fanny auch Alles gesagt? fragte sie sich. Fanny wußte so Vieles, wovon Lord Lufton Nichts wissen konnte.

Fanny hatte aber in der That Alles erzählt — die ganze Geschichte von Lucy's Liebe, und sie hatte auch die Gründe erwähnt, welche Lucy bewogen, ihren Freier abzuweisen, und dies hatte sie in Worten gethan, welche, wenn Lord Lufton dieselben gehört hätte, die Flamme seiner Leidenschaft noch viel höher angefacht haben würden.

„Ja," sagte Mark, „er hat mir Alles gesagt und er wird morgen früh zu uns kommen, um eine Antwort von Dir selbst zu empfangen."

„Was für eine Antwort?" fragte Lucy zitternd.

„Aber wer anders soll das wissen, als Du selbst?" sagte Fanny, die Zitternde fest an sich drückend. „Das mußt Du selbst sagen."

Fanny hatte bei ihrer langen Unterredung mit ihrem Gatten durchweg Lucy's Partei genommen. Sie hatte gesagt, wenn Lord Lufton auf seinem Vorsatz beharrte und seinen Antrag wiederholte, so hätten sie nicht das Recht, blos um Lady Lufton zu gefallen, Lucy Dessen zu berauben, was sie selbst errungen.

„Die Lady," sagte Mark, „wird aber glauben, wir hätten complottirt und intriguirt. Sie wird uns

undankbar nennen und Lucy das Leben zur Hölle machen."

Hierauf hatte Fanny geantwortet, dies Alles müsse man Gott anheimstellen. Sie hätten nicht complottirt oder intriguirt. Lucy habe, obschon sie den Mann in ihrem innersten Herzen geliebt, denselben doch schon ein Mal zurückgewiesen, weil sie nicht wolle, daß man von ihr dächte, sie habe nach ihm geangelt.

„Ich weiß aber nicht, was Lord Lufton will," sagte Lucy, indem sie die Augen zu Boden schlug und immer heftiger zitterte. „Er hat mich schon ein Mal gefragt, und ich habe ihm geantwortet."

„Und soll diese Antwort Dein letztes Wort sein?" fragte Mark etwas grausam, denn Lucy wußte ja noch nicht, daß ihr Anbeter seinen Antrag wiederholt hatte.

Fanny beschloß jedoch, daß keinerlei Ungerechtigkeit geübt werden sollte, und deßhalb erzählte sie die Geschichte weiter.

„Wir wissen," sagte sie, „daß Du Lord Lufton eine Antwort gegeben hast, liebe Lucy; die Männer lassen sich aber bei dergleichen Fragen zuweilen nicht mit einer einzigen Antwort abfertigen. Lord Lufton hat Mark gesagt, er werde seinen Antrag wiederholen, und er ist ausdrücklich in dieser Absicht hierher gekommen."

„Und Lady Lufton," sagte Lucy fast flüsternd, und

indem sie ihr Gesicht immer noch an der Schulter der Freundin barg.

„Lord Lufton hat mit seiner Mutter noch nicht darüber gesprochen,“ sagte Mark, und Lucy gewann durch den Ton ihres Bruders sofort die Ueberzeugung, daß er wenigstens sich nicht freuen würde, wenn sie Lord Lufton ihr Jawort gäbe.

„Du mußt Dein eigenes Herz entscheiden lassen, liebe Lucy,“ sagte Fanny. „Mark und ich wissen, wie gut Du Dich benommen hast, denn ich habe ihm Alles gesagt.“

Lucy schauderte und schmiegte sich fester an Fanny.

„Ich hatte keine andere Wahl als es ihm zu sagen,“ fuhr Fanny fort. „Es war so am Besten — meinst Du nicht auch? Lord Lufton weiß jedoch Nichts. Mark wollte ihn heute nicht hierher kommen lassen, weil es Dich aufgeregt und verlegen gemacht hätte, und weil er Dir Bedenkzeit geben wollte. Morgen früh aber kannst Du ihn sprechen — nicht wahr? — und ihm dann antworten.“

Lucy stand vollkommen stumm da. Sie dankte im Stillen ihrer Schwägerin für ihre schwesterliche Liebe — für den Wunsch, ihr Glück zu fördern — aber dennoch lebte in ihrem Gemüth der feste Entschluß, Lord Lufton nicht glauben zu lassen, daß er als begünstigter Anbeter empfangen werden würde. Ihre

Liebe war gewaltig, aber ihr Stolz war es auch, und sie vermochte es nicht über sich, die Verachtung zu ertragen, welche in Lady Lufton's Augen liegen würde.

„Seine Mutter wird mich verachten, und dann wird auch er mich verachten,“ sagte sie bei sich selbst und beschloß, bei ihrem früheren Vorsatz zu beharren.

„Sollen wir Dich jetzt gehen lassen, liebe Lucy, und morgen früh, ehe er kommt, wieder davon sprechen?“ fragte Fanny.

„Ja, das wird am Besten sein,“ sagte Mark. „Überlege Dir Alles, wenn Du Dein Abendgebet gesprochen hast.“

Er faßte sie in seine Arme, küßte sie mit einer Zärtlichkeit, die sonst nicht in seiner Art zu liegen pflegte, und fuhr dann fort:

„Ich muß Dir sagen, daß ich zu Deinem Urtheil und Gefühl vollständiges Vertrauen habe und daß ich Dir bei jedem Entschluß, den Du fassen magst, als Bruder zur Seite stehen werde. Fanny ist eben so wie ich der Meinung, daß Du Dich ganz vortrefflich benommen, und wir sind Beide überzeugt, daß Du thun wirst, was das Beste ist.“

„Guter, bester Mark!“ stammelte Lucy.

„Und nun wollen wir bis morgen früh Nichts weiter hierüber sprechen.“

Lucy fühlte jedoch, daß dieses Schweigen bis den

andern Morgen eben so viel bedeuten würde, als wenn sie Lord Lufton's Antrag annähme. Fanny und Mark kannten nun Beide das Geheimniß ihres Herzens, und wenn sie, während dies der Fall war, Lord Lufton in der offen erklärten Absicht, seinen Antrag zu wiederholen, hierher kommen ließ, so war es für sie unmöglich, nicht nachzugeben. War sie ein Mal fest entschlossen, Lord Lufton zurückzuweisen, so war jetzt für sie der geeignete Augenblick, den Kampf zu beginnen und das Feld zu behaupten.

„Gehe noch nicht, Fanny, wenigstens jetzt noch nicht," sagte sie.

„Nun, was willst Du, liebe Lucy?"

„Ich wünsche, daß Du dableibst, während ich mit Mark spreche. Er darf Lord Lufton morgen nicht hierher kommen lassen."

„Er soll ihn nicht hierher kommen lassen?" wiederholte Fanny.

Der Vicar sagte Nichts, fühlte aber, daß seine Schwester mit jeder Minute in seiner Achtung höher stieg.

„Nein," fuhr Lucy fort; „Mark muß ihn bitten, nicht zu kommen. Er wird selbst nicht wünschen, mir Schmerz zu bereiten, wenn es Nichts nützen kann. Sieh, Mark," sagte sie, ging auf ihren Bruder zu und legte ihre beiden Hände auf seinen Arm. „Ich

liebe Lord Lufton. Als ich ihn zuerst kennen lernte, war mir jeder derartige Gedanke fremd. Ich liebe ihn aber — ich liebe ihn innig, fast so innig, glaube ich, wie Fanny Dich liebt. Du kannst ihm das sagen, wenn Du es für angemessen hältst — ja, Du mußt es ihm sogar sagen, sonst versteht er mich nicht. Dabei aber sage ihm auch zugleich, daß ich ihn niemals heirathen werde, wenn nicht seine Mutter selbst mich dazu auffordert."

„Aber ich fürchte, dies wird sie nicht thun," bemerkte Mark in bekümmertem Tone.

„Ich glaube es auch nicht," sagte Lucy, nun ihren ganzen Muth wiedergewinnend. „Wenn ich es für wahrscheinlich hielte, daß sie mich zu ihrer Schwiegertochter zu bekommen wünschte, so hätte ich nicht nöthig, eine solche Bedingung zu stellen. Ich stelle dieselbe eben, weil sie es nicht wünschen, weil sie mich als eine unpassende Lebensgefährtin ihres Sohnes betrachten wird. Sie würde mich hassen und verachten, und dann würde auch er anfangen, mich zu verachten, und vielleicht aufhören, mich zu lieben. Ich bitte Dich, Mark, gleich jetzt zu ihm zu gehen und ihm dies auseinander-zu-setzen — insoweit es nothwendig ist. Sage ihm, daß ich nur dann einwilligen werde, wenn seine Mutter selbst mich auffordert. Da sie dies aber, wie ich wohl weiß, nie thun wird, so soll er Alles, was

er gesprochen, als vergessen betrachten. Ich werde Dasselbe thun."

So lautete Lucy's Ausspruch, und Mark und Fanny waren von ihrer Festigkeit — Mark würde es bei einer andern Gelegenheit Hartnäckigkeit genannt haben — so fest überzeugt, daß Keins von Beiden einen Versuch machte, sie auf andere Gesinnung zu bringen.

„Nicht wahr, Du gehst noch heut' Nachmittag zu ihm, Mark?" fragte sie, und Mark versprach es. Er konnte nicht umhin, zu fühlen, daß ihm eine große Last vom Herzen genommen war. Lady Lufton hörte wahrscheinlich, daß ihr Sohn so thöricht gewesen, sich in die Schwester des Vicars zu verlieben, unter den obwaltenden Umständen aber konnte sie deßwegen weder dem Vicar, noch seiner Schwester zürnen.

Lucy benahm sich gut, und Mark war stolz auf sie.

„Bis zum Diner werde ich mich wieder gefaßt haben," sagte Lucy, als Fanny sich anschickte, mit ihr das Zimmer zu verlassen. „Liebe Fanny, sei nicht traurig — es ist dazu kein Grund vorhanden."

Der Vicar kehrte wirklich, nachdem er noch eine Stunde mit seiner Gattin gesprochen, nach Framley Court zurück und traf hier, nachdem er lange gesucht, Lord Lufton, als derselbe zu einem späten Diner nach Hause zurückkam.

„Wenn nicht meine Mutter sie selbst auffordert?“ sagte er, als die Geschichte ihm erzählt worden. „Das ist dummes Zeug. Du hast ihr doch gesagt, daß in dergleichen Dingen nicht auf diese Weise zu Werke gegangen zu werden pflegt?“

Der Vicar bemühte sich, ihm auseinander-zu-setzen, daß Lucy nicht den Gedanken ertragen könne, von der Mutter ihres Gatten mit scheelem Blick betrachtet zu werden.

„Glaubt sie denn, daß meine Mutter eine besondere Abneigung gegen sie hege?“

„Nein, dies läßt sich wohl nicht geradezu annehmen,“ entgegnete Mark. „Deine Mutter würde wahrscheinlich aber denken, daß eine Ehe mit der Schwester eines Geistlichen für Dich eine Mésalliance wäre.“

„Davon kann nicht die Rede sein,“ entgegnete Lord Lufton, „denn sie wünschte ja vor einiger Zeit selbst, daß ich die Tochter eines Geistlichen heirathen möchte. Aber, Mark, es wäre höchst abgeschmackt, erst meine Mutter fragen zu wollen. In unserer Zeit heirathet ein Mann nicht, wie seine Mutter es ihm befiehlt.“

Mark konnte ihm hierauf blos versichern, daß Lucy bei Allem, was sie thäte, sehr fest sei, daß sie ihren Entschluß gefaßt, und daß sie Lord Lufton durchaus nicht zwingen wolle, mit seiner Mutter zu

sprechen, wenn er dies für unangemessen halte. Dies half aber Alles Nichts.

„Sie liebt mich also?“ fragte Lord Lufton.

„Ich für meine Person,“ antwortete Mark, „kann nicht sagen, ob sie dies thut, oder nicht. Ich kann blos ausrichten, was sie mir aufgetragen hat. Sie wird auf Deinen Antrag nicht anders eingehen, als wenn sie es auf Verlangen Deiner Mutter thun kann.“

Und nachdem er dies nochmals gesagt, nahm er Abschied und kehrte in das Pfarrhaus zurück.

Die arme Lucy begab sich, nachdem sie ihre Conferenz mit so vieler Würde beendet, ihren Bruder vollkommen zufriedengestellt und jeden unmittelbaren Trost von ihrer Schwägerin abgelehnt, auf ihr Schlafzimmer. Sie hatte zu überlegen, was sie gesagt und gethan hatte, und zu diesem Zwecke mußte sie allein sein. Es war möglich, daß sie, wenn sie die Sache nochmals überlegte, nicht so ganz mit sich zufrieden war, wie ihr Bruder, dennoch blieb ihre würdevolle Standhaftigkeit und Festigkeit ihr treu, bis sie ihr Zimmer erreicht hatte.

Es giebt Thiere, welche, wenn ihnen Etwas fehlt, sich zu verkriechen suchen, gleichsam als ob sie sich der Schwäche ihres Leidens schämten. Ich glaube bemerkt zu haben, daß alle stummen Thiere dies mehr oder

weniger thun, und in dieser Beziehung glich Lucy einem stummen Thier.

Selbst in ihren vertraulichen Unterredungen mit Fanny machte sie aus ihrem eigenen Unglück einen Scherz und spottete über die Leiden ihres eigenen Herzens. Jetzt aber, nachdem sie, ohne sich zu beeilen, die Treppe hinaufgegangen war und langsam die Thür verschlossen hatte, drehte sie sich herum, um in Schweigen und Einsamkeit zu leiden.

Sie setzte sich auf einen niedrigen Stuhl, der zu Füßen ihres Bettes stand, warf den Kopf zurück, hielt sich mit beiden Händen ihr Tuch über Augen und Stirn und begann nachzudenken.

Sie begann nachzudenken, aber auch zu weinen, denn die Thränen kamen unter dem Tuch hervorgerieselt, und leises Schluchzen ließ sich hören.

Hatte sie nicht alle Aussichten auf Glück von sich geworfen? War es möglich, daß Lord Lufton noch ein Mal — zum dritten Mal — sich ihr näherte? Nein, es war nicht möglich. Schon die stolze Art und Weise, auf welche sie ihn zum zweiten Male zurückwies, machte dies unmöglich.

Lady Lufton konnte sich unmöglich herablassen, sie aufzufordern, ihres Sohnes Weib zu werden. Ihre Aussichten auf Glück, auf Glanz, auf Ehrgeiz, auf Liebe waren nun alle dahin. Sie hatte Alles

geopfert — aber nicht der Tugend, sondern dem Stolz.

Und sie hatte nicht blos sich geopfert, sondern auch ihn. Als er das erste Mal hierher gekommen war, als sie über seinen ersten Besuch nachgedacht, hatte sie ihm kaum tiefe Liebe zutrauen können, jetzt aber — jetzt — jetzt ließ sich nicht bezweifeln, daß er sie wirklich liebte.

Nach seiner Saison in London, nachdem er seine Tage und Nächte mit Allem zugebracht, was schön war, hatte er sich wieder hier in diesem kleinen Dorfpfarrhause eingefunden, um sich ihr wieder zu Füßen zu werfen.

Und sie — sie hatte sich geweigert, ihn zu sprechen, obschon sie ihn von ganzem Herzen liebte; sie hatte sich geweigert, ihn zu sprechen, weil sie so feig und furchtsam war, nicht die mürrischen Blicke eines alten Weibes ertragen zu können.

„Ich komme sogleich hinunter," sagte sie, als Fanny endlich an die Thür pochte und um Einlaß bat. „Oeffnen kann ich nicht, liebe Fanny, aber in zehn Minuten bin ich bei Dir."

Und dies war sie auch, vielleicht nicht ohne daß für Fanny's erfahrene Augen Spuren von Thränen sichtbar gewesen wären, aber dennoch mit glatter Stirn und Herrschaft über ihre Stimme.

„Ich möchte wissen, ob sie ihn wirklich liebt," sagte Mark später am Abend zu seiner Gattin.

„Ob sie ihn liebt!" antwortete Fanny. „Ja wohl, thut sie das. Du darfst Dich nicht durch die ernste Ruhe ihres Benehmens irre leiten lassen. Nach meiner Ansicht ist sie ein Mädchen, welches fast vor Liebe sterben könnte."

Am nächstfolgenden Tage reis'te Lord Lufton wieder von Framley ab, um, wie er sich früher vorgenommen, nach Norwegen auf den Lachsfang zu gehen.

Achtes Kapitel.

Schlimme Aussichten.

Harold Smith war durch jenes Gerücht von einer Auflösung des Parlaments sehr beunruhigt worden; aber das Unglück, welches ihm daraus erwachsen, wäre wie Nichts gewesen im Vergleich mit dem, welches dann Mr. Sowerby getroffen hätte. Harold Smith verlor seinen Wahlflecken, oder verlor ihn nicht, Mr. Sowerby aber verlor seinen Wahlbezirk ohne Zweifel, und wenn er diesen verlor, so war dann für ihn Alles verloren.

Er war jetzt überzeugt, daß der Herzog ihm nicht wieder b istand, mochte nun Herr von Chaldicotes sein, wer da wollte, und während er dies Alles bedachte, fand er es sehr schwierig, auch nur äußerlich seine gute Laune zu bewahren.

Tom Towers hatte, wie es schien, die ganze Sache gewußt. Die kleine Bemerkung, die er bei Miß Dunstable fallen gelassen und die er, ohne Zweifel nur nach reiflicher Ueberlegung und auf stichhaltige politische Motive gestützt, gethan, ging dem allgemeinen Gerücht, daß die Riesen wieder gestürzt werden würden, nur um zwölf Stunden voran.

Es war offenbar, daß die Riesen keine Majorität im Parlament hatten, so uneigennützige und großmüthige Versprechungen ihnen auch von den Göttern gemacht worden waren.

Dies war allerdings offenkundig, und deßhalb wollten sie an das Land appelliren, obschon ihnen ein sehr hervorragender Sprößling des Olymp gesagt, daß, wenn sie dies thäten, die bis jetzt geleistete uneigennützige Unterstützung ihnen entzogen werden müsse.

Diese Drohung schien kein großes Gewicht zu haben, und um zwei Uhr am Tage nach Miß Dunstable's Abendgesellschaft ward, wie man vermuthete, das entscheidende Wort gesprochen.

Das Gerücht hatte bei Tom Towers begonnen, war aber nun bis zu unserm Freunde, dem Bureauaufwärter Buggins, gedrungen.

„Nun, uns kann es gleich sein, nicht wahr, Mr. Robarts?“ sagte Buggins, während er ehrerbietig an

der Wand in der Nähe der Thür lehnte, welche zu dem Zimmer des Privatsecretairs führte.

Es wurden im Laufe des Tages eine Menge Gespräche speciellen, politischen und gemischten Inhalts zwischen John Robarts und Buggins gepflogen, was nicht befremden konnte, da sie ja in diesen schlimmen Tagen hauptsächlich auf einander angewiesen waren.

Der neue Cabinetsminister war Harold Smith sehr unähnlich. Er war ein Riese, der in seiner Privatcorrespondenz und selbst in Bezug auf seine Pflichten als Gönner sehr nachlässig war. Er besuchte das Bureau nur selten, und da in Folge einer während des kurzen Regiments des armen Harold Smith durchgeführten gründlichen Reform keine weiteren Kanzlisten im Bureau waren, so konnte der junge Robarts mit Niemanden weiter plaudern, als mit Buggins.

„Nein, ich glaube nicht," sagte Robarts, indem er sein Löschpapier auf das meisterhaft gezeichnete Bild eines auf seinem Divan sitzenden Türken drückte.

„Denn, sehen Sie," fuhr Buggins fort, „wir sind ja im Oberhause, Sir, wo wir, meiner Ansicht nach, auch stets sein sollten. Ich halte es für unconstitutionell, wenn ein Minister im Unterhause sitzt."

„Jetzt werden ein Mal überall Veränderungen vorgenommen, Buggins," sagte Robarts, indem er den Rauch von der Pfeife des Türken fertig machte.

„Ich will Ihnen Etwas sagen, Mr. Robarts," hob Buggins wieder an, „ich glaube, ich werde meinen Abschied nehmen. Ich kann diese immerwährenden Veränderungen nicht aushalten. Ich bin nun über sechzig Jahre alt und sehne mich nach Ruhe. Ich werde mich pensioniren lassen. Unser Bureau hat ungeheuer verloren, seitdem es einen Minister gehabt hat, der im Unterhause sitzt."

Und Buggins entfernte sich seufzend, um sich hinter einem aufgeschlagenen großen Buche, welches auf dem Tische in der kleinen Loge vor dem Zimmer des Privatsecretairs lag, mit einer Kanne Porter zu trösten.

„Es ist Nichts mehr mit dem Staatsdienst," sagte er bei sich selbst, indem er die Porterkanne niedersetzte und über das Buch hinweg nach einem Gentleman schaute, der so eben zur Thür hereingetreten war.

„Ob Mr. Robarts in seinem Zimmer ist?" sagte Buggins, die Worte des Fragenden wiederholend. „Ja wohl, Mr. Sowerby, Sie finden ihn dort erste Thür links."

Zugleich fiel ihm ein, daß der neue Gast Vertreter einer Grafschaft war, ein Standpunkt, welcher, nach Buggins' Meinung, sehr nahe an den eines Pairs grenzte, und er stand daher auf, öffnete die zu dem

Zimmer des Privatsecretairs führende Thür und ließ den Besuch ein.

Der junge Robarts und Mr. Sowerby waren natürlich in den Tagen der Regierung Harold Smith's mit einander bekannt geworden. Während dieser kurzen Zeit kam das Parlamentsmitglied für East Barsetshire an den meisten Tagen auf einige Minuten in das Bureau, hörte, was der energische Cabinetsminister thäte, plauderte über halb offizielle Gegenstände und lehrte den Privatsecretair über seinen Meister lachen.

Dem gegenwärtigen Besuch lag jedoch Nichts zu Grunde, was eigenthümlich zu sein schien, oder was sofortige spezielle Auseinandersetzungen erforderte. Mr. Sowerby setzte sich auf die gewöhnliche Weise nieder und begann über das Thema zu sprechen, welches jetzt überall den Mittelpunkt der Conversation bildete.

„Wir müssen Alle fort," sagte Sowerby.

„So höre ich," sagte der Privatsecretair. „Für mich wird es weiter keine Störung sein, denn, wie Buggins sagt, wir sind jetzt im Oberhause."

„Wie herrlich haben es doch diese Lords!" sagte Sowerby. „Sie brauchen keine Wähler, sie brauchen sich nicht mit aller Welt herumzustreiten, sie brauchen keine politische Meinung, ja gar keine Meinung zu haben. Apropos, wo ist denn Ihr Bruder?"

„Zu Hause," sagte der Privatsecretair, „wenigstens vermuthe ich es."

„In Framley oder in Barchester? Ich glaube, vor nicht langer Zeit wohnte er in Barchester."

„Jetzt ist er in Framley, wie ich ganz gewiß weiß. Erst gestern bekam ich von seiner Gattin einen Brief und einen Auftrag. Mein Bruder war glücklich zu Hause angelangt, und Lord Lufton so eben wieder abgereis't."

„Ja, Lord Lufton ist auch dort gewesen. Er brach heute Morgen nach Norwegen auf. Ich wünsche Ihren Bruder zu sprechen. Sie selbst haben wohl Nichts von ihm gehört?"

„Nein, in der letzten Zeit nicht. Mark ist ein schlechter Briefschreiber. Zu einem Privatsecretair würde er nicht taugen."

„Wenigstens nicht bei Harold Smith. Aber glauben Sie nicht, daß ich ihn in Barchester träfe?"

„Lassen Sie ihm telegraphiren, und er wird sich dort einfinden."

„Das möchte ich nicht. Eine telegraphische Depesche macht auf dem Lande solches Aufsehen, erschreckt die Weiber und setzt alle Pferde in Galopp."

„Um was handelt es sich denn?"

„Um Nichts von großer Bedeutung. Ich wußte nicht, daß er Ihnen Nichts davon erzählt hat. Ich

will mit der heutigen Nachtpost schreiben, und dann kann er mich morgen in Barchester treffen. Oder schreiben Sie. Nichts ist mir verhaßter, als Briefe schreiben — sagen Sie ihm blos, ich wäre dagewesen und würde ihm sehr verbunden sein, wenn er mich — wir wollen sagen, um zwei Uhr im Drachen treffen könnte. Ich werde mit dem Eilzug dorthin reisen."

Mark Robarts hatte ein Mal, als er mit Mr. Sowerby über diese bevorstehende Geldnoth sprach, erwähnt, daß, wenn es nothwendig wäre, den Wechsel auf kurze Zeit aufzunehmen, er vielleicht im Stande sein würde, das Geld von seinem Bruder zu borgen. Es lag jetzt von dem Vermächtniß des Vaters noch so viel in den Händen des Privatsecretairs, daß er im Stande gewesen wäre, den Betrag des letztern Papiers zu decken, und es ließ sich nicht bezweifeln, daß er, wenn man ihn darum anginge, das Geld hergeben würde.

Mr. Sowerby's Besuch in dem Ministerialbureau war durch den Wunsch veranlaßt, zu erfahren, ob ein solches Ansinnen gemacht worden, so wie durch den halben Entschluß, dieses Gesuch selbst zu stellen, wenn er fände, daß der Vicar es nicht gethan. Es schien ihm beklagenswerth zu sein, daß eine solche Summe in der Nähe liege und gleichsam mit Händen zu greifen sei, ohne daß er sich bückte, um sie in seine Hände zu

bekommen. Eine solche Enthaltsamkeit hätte mit der ganzen Praxis seines Lebens in solchem Widerspruch gestanden, daß sie ihm eben so viel Ueberwindung gekostet hätte, als es einem Jäger kostet, einen Hasen unbehelligt laufen zu lassen.

Dennoch fühlte er in seinem Herzen eine Art Reue, als er so in dem Zimmer des Privatsecretairs auf seinem Stuhl sich schaukelnd dasaß und in das offene Gesicht des jungen Mannes schaute.

„Ja, ich will ihm schreiben," sagte John Robarts; „etwas Besonderes hat er mir aber nicht gesagt."

„Nicht? Na, es kommt weiter Nichts darauf an. Ich erwähnte es blos, weil es mir war, als hätte er davon gesprochen."

Und nachdem Mr. Sowerby dies gesagt, fuhr er fort, sich zu schaukeln.

Wie kam es, daß es ihm so widerstrebte, gegen einen jungen Mann, wie John Robarts, der weder Weib noch Kind hatte, dem der Verlust des Geldes, da er ja einen reichlichen Gehalt hatte, wovon er leben konnte, nicht ein Mal großen Nachtheil gebracht haben würde, jene kleine Summe von fünfhundert Pfund zu erwähnen?

Er wunderte sich über seine eigene Schwäche. Er war in drückender Geldverlegenheit. Er hatte Gründe, zu glauben, daß Mark es sehr schwierig

finden würde, die Wechsel zu prolongiren, er aber, Sowerby, konnte der Präsentation derselben zuvorkommen, wenn er die erforderliche Summe sofort in die Hände bekam.

„Kann ich Ihnen mit irgend Etwas dienen?" sagte das unschuldige Lamm, indem es seine Kehle dem Fleischer darbot.

Ein sonderbares, ungewohntes Gefühl aber lähmte die Finger des Fleischers und machte sein Messer stumpf. Er saß, nachdem die Frage an ihn gerichtet worden, eine halbe Minute lang still, sprang dann vom Stuhle auf und lehnte das Anerbieten ab.

„Nein, nein, ich danke. Schreiben Sie nur Mark, und sagen Sie, ich würde morgen bei ihm sein."

Dann nahm er seinen Hut und eilte aus dem Bureau hinaus.

„Was für ein Thor ich doch bin!" sagte er bei sich selbst, „als ob es nun noch Etwas nützen könnte, Rücksichten zu nehmen."

Dann stieg er in eine Droschke und ließ sich Portman Street hinauf bis an die Ecke von New Road fahren. Hier stieg er aus und ging einige hundert Schritte weit eine Querstraße hinab, bis er an ein Wirthshaus kam, welches unter dem Namen die „Ziege" bekannt war und noch ist, und sich rühmt, bereits in den Tagen Cromwell's ein stark besuchter,

damals weit außerhalb der Stadt liegender öffentlicher Ort gewesen zu sein.

„Ist Mr. Austen hier?“ fragte Mr. Sowerby den Kellner.

„Welchen meinen Sie. Mr. John ist nicht da, Mr. Tom aber ist es — in dem kleinen Zimmer links.“

Der Mann, welchen Mr. Sowerby am Liebsten gesprochen hätte, war der ältere Bruder John; da derselbe aber ein Mal nicht da war, so ging er in das ihm bezeichnete kleine Zimmer.

In diesem Zimmer traf er Mr. Austen den Jüngeren, der aber auch zugleich den Namen Tom Tozer führte.

Mr. Sowerby liebte, obschon er mit der Familie sehr genau bekannt war, die Tozers nicht, ganz besonders aber haßte er Tom Tozer. Dieser war ein Kerl mit einem Hals wie ein Stier, niedriger, tückischer Stirn, und einem Gesicht, welches den unverkennbaren Stempel des Schurken trug.

„Ich bin ein Schurke,“ schien es zu sagen. „Ich weiß es, die ganze Welt weiß es, aber Du bist auch einer. D i e s weiß allerdings nicht die ganze Welt, aber i ch weiß es. Die Menschen sind so ziemlich alle Schurken. Einige sind heimliche Schurken, und Andere

sind offene Schurken; ich bin ein offener, also nimm Dich in Acht!"

So schien Tom Tozer's Gesicht zu sprechen und, obschon in seinem Herzen ein Lügner durch und durch, war er es doch nicht in seinem Gesicht.

„Guten Tag, Tozer," sagte Mr. Sowerby, indem er dem schmutzigen Strolch die Hand drückte. „Ich wünschte Ihren Bruder zu sprechen."

„John ist nicht da und wird auch nicht kommen, es ist aber ganz einerlei."

„Ja, ja, das glaube ich. Ich weiß, daß Ihr Beide für gemeinschaftliche Rechnung jagt."

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Mr. Sowerby. Sie vornehmen Leute genießen das Vergnügen der Jagd allein, und wir armen Leute haben weiter kein Vergnügen, als die Arbeit. Hoffentlich kommen Sie, um die kleine Summe zu bezahlen, die wir schon so lange zu fordern haben."

„Deßwegen komme ich allerdings. Ich weiß nicht, was Sie lange nennen, Tozer. Das letzte Papier ist im Februar ausgestellt."

„Aber doch längst fällig?"

„Fällig ist es allerdings, das steht außer Zweifel."

„Nun, wenn ein Papier fällig ist, so will man das Geld dafür haben, das ist meine Idee. Und ich muß Ihnen sagen, Mr. Sowerby, daß Sie in der

letzten Zeit nicht sehr freundlich gegen uns gehandelt haben. In jener Angelegenheit mit Lord Lufton waren Sie sogar geradezu gegen uns."

„Sie wissen, daß ich nicht anders konnte."

„Nun, jetzt können wir auch nicht anders. Wir wissen, was wir zu thun haben, Mr. Sowerby. Ueberdies fehlt es uns gerade jetzt ungemein an baarer Kasse, und wir müssen diese fünfhundert Pfund haben. Wir müssen sie haben, oder jenes kleine Pfäfflein bei den Ohren nehmen lassen. Ich will verdammt sein, wenn es nicht leichter ist, von einem Hund einen Knochen, als von einem Pfaffen Geld zu bekommen. Warum bezahlt er nicht?"

Mr. Sowerby war in der Absicht gekommen, zu melden, daß er im Begriff stände, den nächstfolgenden Tag nach Barchester zu reisen, um wegen jenes Papiers Arrangements zu treffen, und hätte er John Tozer getroffen, so würde er diesen bewogen haben, ihm noch eine kleine Frist zu bewilligen. Tom sowohl als John wußten dies, und deßhalb ließ John — der weichherzige — sich nicht sehen.

Daß Tom schwach sein würde, stand nicht zu befürchten, und nachdem man eine halbe Stunde unterhandelt, entfernte sich Mr. Sowerby wieder, ohne daß Tom ein Symptom von Schwäche an den Tag gelegt hätte.

„Wir brauchen Kasse, Mr. Sowerby, weiter kann ich Nichts sagen," waren die letzten Worte, die er sprach, als das Parlamentsmitglied das Zimmer verließ.

Mr. Sowerby stieg hierauf wieder in eine Droschke und ließ sich nach der Wohnung seiner Schwester fahren.

Es ist eine auffallende, durch vielfache Erfahrung bestätigte Wahrnehmung, daß Leute, die in Geldverlegenheit sind, wie jetzt der Fall mit Mr. Sowerby war, niemals wegen kleiner Summen verlegen zu sein scheinen, und sich eben so wenig irgend einen Luxusgenuß versagen, der sich durch eine kleine Summe erkaufen läßt. Miethwagen, Diners, Wein, Theater und neue Handschuhe stehen stets zur Verfügung von Leuten, welche in Schulden stecken bis über die Ohren, während dagegen oft Solche, die keinem Menschen einen Heller schuldig sind, diese Genüsse entbehren müssen. Wie es scheint, ist kein Vergnügen kostspieliger, als das, sich von Schulden frei zu halten. Dann aber ist es auch nicht mehr als billig, daß der Mensch, wenn er ein Steckenpferd hat, dasselbe auch bezahle.

Jeder Andere würde seinen Schilling gespart haben, denn Mistreß Harold Smith's Wohnung war gar nicht weit entfernt, aber daran dachte Mr. Sowerby nicht im Mindesten. Er hatte in seinem Leben

keinen Schilling gespart, und es fiel ihm nicht ein, nun erst damit beginnen zu wollen.

Er hatte seiner Schwester sagen lassen, daß sie zu Hause bleiben solle, und demgemäß traf er sie auch, ihn erwartend, an.

„Harriet,“ sagte er, indem er sich in einen Lehnstuhl warf, „das Spiel ist endlich so ziemlich aus.“

„Dummes Zeug!“ entgegnete sie, „das Spiel ist noch gar nicht aus, sobald Du nur den Muth hast, es weiter fortzusetzen.“

„Ich kann blos sagen, daß ich heute Morgen von dem Anwalt des Herzogs eine in aller Form ausgefertigte Kündigung sämmtlicher von ihm geliehenen Kapitalien erhalten habe.“

„Aber Das hattest Du ja schon erwartet.“

„Ich sehe nicht ein, daß die Sache dadurch besser gemacht würde. Ueberdies weiß ich nicht, ob ich es wirklich erwartet hatte, wenigstens hatte ich keine Gewißheit. Nun allerdings ist kein Zweifel mehr übrig.“

„Das ist auch besser so. Nun weißt Du doch, auf was für Boden Du stehst.“

„Ich werde sehr bald gar keinen Boden mehr haben, auf dem ich stehen kann — wenigstens keinen, der mir gehörte — nicht einen Acker,“ sagte der unglückliche Mann in sehr bitterem Tone.

„Du kannst aber doch jetzt nicht ärmer sein, als

Du voriges Jahr warst. Du hast keinen nennenswerthen Aufwand gemacht. Chaldicotes ist jedenfalls so viel werth, als Du dem Herzog schuldig bist."

„Aber was hilft mir Das? Uebrigens denke ich an meinen Sitz im Parlament mehr, als an Chaldicotes."

„Du weißt, welchen Rath ich Dir schon gegeben habe. Bitte Miß Dunstable, Dir das Geld auf dieselbe Sicherheit vorzuschießen, welche der Herzog in den Händen hat. Wenn Du dann Alles arrangirt hast, so mache ihm in seinem Wahlbezirk Opposition. Es ist möglich, daß Du unterliegst" —

„Ich hätte nicht die mindeste Aussicht auf Sieg."

„Aber man würde daraus doch erfahren, daß Du nicht eine Creatur in den Händen des Herzogs bist. Das ist mein Rath," sagte Mistreß Smith mit Energie, „und wenn Du es wünschest, so will ich mit Miß Dunstable darüber sprechen und sie bitten, ihren Anwalt zu diesem Behufe zu instruiren."

„Hätte ich dies doch gethan, ehe ich die andere Albernheit beging!"

„Darüber mache Dir weiter keine Sorge. Miß Dunstable wird, wenn sie ihr Geld auf diese Weise anlegt, Nichts verlieren, und deßhalb bittest Du sie ja um keine Gefälligkeit. Hat sie sich übrigens nicht schon selbst dazu erboten? Sie ist gerade die Person,

so Etwas für Dich jetzt zu thun, weil sie sich kürzlich weigerte, auf Deinen Antrag einzugehen. Du bist ein erfahrener Mann, Nathanael, aber die Frauen scheinst Du doch noch nicht zu verstehen, wenigstens nicht eine solche, wie Miß Dunstable."

Es widerstrebte Mr. Sowerby sehr, pecuniaire Hülfe von derselben Person zu erbitten, deren Hand er vor erst so kurzer Zeit zu gewinnen gesucht, aber er gab endlich seiner Schwester Recht. Was hätte auch ein Mann in solcher Bedrängniß thun können, was ihm nicht widerstrebt hätte?

Er war in diesem gegenwärtigen Augenblick erfüllt von grimmigem Haß gegen den Herzog, Mr. Fothergill, Gumption und Gagebee und die ganze Sippschaft von Gatherum Castle und South Audley Street, denn diese Menschen wollten ihm rauben, was das Eigenthum der Sowerbys gewesen, ehe man noch den Namen Omnium in der Grafschaft oder überhaupt in England gehört. Der große Leviathan der Tiefe wollte ihn als Beute verschlingen und mit kaltblütiger Grausamkeit von der Oberfläche der Erde hinwegtilgen.

Jeder Schritt, durch welchen ein so schlimmer Tag fern gehalten werden konnte, mußte annehmbar erscheinen, und deßhalb ertheilte Mr. Sowerby seiner Schwester den Auftrag, Miß Dunstable diesen zweiten Antrag zu machen. Indem er dem Herzog fluchte —

denn er fluchte ihm weidlich — fiel ihm nicht ein, zu bedenken, daß der Herzog im Grunde genommen doch blos das Seinige verlangte.

Was Mistreß Harold Smith betraf, so läßt sich, welche Ansicht man auch von ihrem Charakter als Weib und Mitglied der Gesellschaft im Allgemeinen haben mag, doch nicht leugnen, daß sie als Schwester wirkliche Tugenden besaß.

Neuntes Kapitel.

Ein Trost.

Am nächstfolgenden Tage punkt zwei Uhr war Mark Robarts im Gasthaus zum Drachen und ging in demselben Zimmer auf und ab, in welchem man nach Harold Smith's Vorlesung gefrühstückt und auf Mr. Sowerby's Ankunft gewartet hatte.

Er hatte natürlich sofort errathen, was für eine Geschäftsangelegenheit es war, in welcher sein Freund ihn zu sprechen wünschte, und sich gewissermaßen über diese Meldung gefreut.

Den Charakter seines Freundes nach Dem beurtheilend, was er bis jetzt gesehen, glaubte er, Mr.

Sowerby würde ihn nicht selbst aufsuchen, wenn es nicht in seiner Macht stände, Vorkehrung wegen jener schrecklichen Wechselpapiere zu treffen.

Demgemäß ging er in dem düstern Zimmer auf und ab und ward sehr ungeduldig, als Mr. Sowerby ein Viertel auf Drei noch nicht da war.

Als es aber Drei schlug, war Mr. Sowerby da und Mark Robarts' Hoffnung ziemlich zu Ende.

„Wie? Sie glauben, diese Leute werden neunhundert Pfund verlangen?" fragte Robarts, indem er aufstand und das Parlamentsmitglied mit funkelnden, zornigen Blicken betrachtete.

„Ich fürchte es allerdings," sagte Sowerby. „Ich halte es für's Beste, Ihnen sogleich das Schlimmste zu sagen, damit wir sehen, was sich thun läßt."

„Ich kann Nichts thun und will Nichts thun," sagte der Vicar. „Mögen diese Leute beginnen, was sie Lust haben — was das Gesetz ihnen erlaubt."

Und dann dachte er an Fanny und seine Kinder, an Lucy, welche in ihrem Stolz Lord Lufton's Anerbieten zurückgewiesen, und er wendete das Gesicht ab, damit der abgehärtete Weltmann, vor dem er stand,

nicht die Thräne sehen möchte, die ihm unwillkürlich in die Augen trat.

„Aber, Mark, mein lieber Freund," sagte Sowerby, indem er seine Zuflucht zu der Macht seiner einschmeichelnden Stimme zu nehmen suchte.

Robarts hörte jedoch nicht darauf.

„Mr. Sowerby," sagte er mit einem sich bei jeder Silbe verrathenden Bemühen, ruhig zu sein, „es kommt mir ganz so vor, als hätten Sie mich bestohlen. Daß ich ein Narr und schlimmer als ein Narr gewesen bin, das weiß ich recht wohl, aber — aber — ich hätte geglaubt, daß Ihre Stellung in der Welt mich gegen ein solches Verfahren von Ihrer Seite sicherstellen müßte."

Mr. Sowerby war keineswegs ohne Gefühl und die Worte, welche er jetzt hörte, verwundeten ihn tief — um so tiefer, als es ihm unmöglich war, dieselben mit einem Anschein von Entrüstung zu beantworten. Er hatte seinen Freund allerdings bestohlen, und trotz allem seinem Witz fiel ihm Nichts ein, was witzig genug gewesen wäre, um der Sache den Anschein zu geben, als hätte er seinen Freund nicht bestohlen.

„Robarts," sagte er, „Sie können mir jetzt sa-

gen, was Sie wollen. Ich werde Ihnen deßhalb nicht zürnen."

„Wer fragt denn nach Ihrem Zorn?" entgegnete der Vicar, sich grimmig herumdrehend. „Der Zorn eines Ehrenmannes ist einem Ehrenmann schrecklich, eben so wie der Zorn eines Gerechten dem Gerechten, aber Ihr Zorn!" rief er verächtlich und ging zwei Mal im Zimmer auf und ab, während Sowerby stumm auf seinem Stuhle sitzen blieb. „Ich möchte wissen, ob Sie an meine Frau und Kinder gedacht haben, als Sie diese Intrigue ersannen, die meinen Ruin herbeiführen wird."

Und dann ging er wieder im Zimmer auf und ab.

„Beruhigen Sie sich doch," hob Sowerby wieder an, „damit ich versuchen kann, Ihnen ein Arrangement vorzuschlagen."

„Ich mag Nichts davon wissen," entgegnete Mark Robarts. „Diese Ihre Freunde, sagen Sie, haben neunhundert Pfund von mir zu fordern, deren augenblickliche Zahlung verlangt wird. Sie werden, wenn die Sache zur gerichtlichen Verhandlung kommt, gefragt werden, wie viel ich von diesem Gelde in die Hände bekommen habe. Sie wissen aber recht wohl,

daß ich davon keinen Schilling zu sehen bekommen und auch keinen zu sehen verlangt habe. Ich will von keinem Arrangement wissen. Hier ist meine Person, und dort ist mein Haus. Möge es nun kommen, wie es wolle."

„Aber, Mark —"

„Ich verbitte mir diese vertrauliche Anrede bei meinem Vornamen; Sie wissen, wie ich heiße, Sir. Welch' ein Narr bin ich gewesen, mich von einem Gauner auf diese Weise beschwindeln zu lassen!"

Dies hatte Sowerby durchaus nicht erwartet. Er hatte den Vicar allerdings stets als einen muthigen, offenen, freimüthigen Mann betrachtet, welcher wohl im Stande sei, da nöthig, einen kecken Entschluß zu fassen, und der sich keineswegs scheue, sich auszusprechen; einen solchen Strom von Entrüstung aber hatte er nicht von ihm erwartet, und eben so wenig geglaubt, daß er solcher Worte fähig wäre.

„Wenn Sie dergleichen Ausdrücke gebrauchen, Mr. Robarts, so bleibt mir weiter Nichts übrig, als Sie zu verlassen," sagte Sowerby.

„Das können Sie thun. Immer gehen Sie. Sie sagen mir, Sie seien der Bote jener Leute, welche

mir neunhundert Pfund auspressen wollen. Sie haben Ihre Rolle bei dem Complott gespielt und mir nun diese Meldung überbracht. Ich glaube, es wird am Besten sein, wenn Sie zu Ihren Auftraggebern zurückkehren. Was mich betrifft, so brauche ich meine Zeit, um mein Weib auf das Schicksal vorzubereiten, welches sie erwartet."

„Robarts, es wird ein Tag kommen, wo Sie die Grausamkeit Ihrer Worte bereuen."

„Ich möchte wissen, ob Sie jemals die Grausamkeit Ihrer Thaten bereuen, oder ob diese Dinge wirklich ein Scherz für Sie sind."

„Ich bin in diesem Augenblicke ein ruinirter Mann," sagte Sowerby. „Ich sehe, wie mir Alles entrissen wird — meine Stellung in der Welt, das Besitzthum meiner Familie, das Haus meines Vaters, mein Sitz im Parlament, die Möglichkeit, unter meinen Landsleuten oder überhaupt irgendwo zu leben, aber alles dies drückt mich jetzt nicht so tief zu Boden, wie das Unglück, welches ich über Sie gebracht."

Und Sowerby wendete ebenfalls das Gesicht ab und trocknete sich Thränen, welche nicht erkünstelt waren.

Robarts ging immer noch im Zimmer auf und ab, aber es war ihm nun nicht mehr möglich, in seinen Vorwürfen und Schmähungen weiter fortzufahren. Es ist dies immer so. Wer geduldig Schmach auf sein Haupt laden läßt, der bringt die Schmähungen Anderer zum Schweigen, wenigstens für den Augenblick.

Sowerby bemerkte dies, ohne weiter daran zu denken, und sah sofort, daß es ihm endlich möglich sein werde, eine Conversation anzuknüpfen.

„Sie sind," hob er wieder an, „sehr ungerecht gegen mich, wenn Sie glauben, ich hätte jetzt keinen Wunsch, Sie zu retten. Nur in der Hoffnung, dies zu thun, bin ich hierher gekommen."

„Und worauf steht Ihre Hoffnung? Wahrscheinlich, daß ich ein paar anderweite Wechsel acceptire, nicht wahr?"

„Nicht ein paar, sondern einen einzigen neuen Wechsel auf —"

„Ich will Ihnen Etwas sagen, Mr. Sowerby. Keine irdische Macht oder Rücksicht soll mich jemals bewegen, wieder meinen Namen als Accept unter einen Wechsel zu setzen. Ich bin sehr schwach gewesen und schäme mich meiner Schwäche, aber so viel Kraft hoffe

ich noch zu besitzen. Ich bin sehr gewissenlos gewesen und schäme mich meiner Gewissenlosigkeit, aber so viel Rechtssinn und Klugheit habe ich noch. Ich setze meinen Namen unter keinen andern Wechsel, nicht um Ihretwillen, ja nicht ein Mal um meinetwillen."

„Aber, Robarts, in Ihren gegenwärtigen Umständen ist das ja geradezu Wahnsinn!"

„Nun gut, dann will ich wahnsinnig sein."

„Haben Sie Forrest gesprochen? Wenn Sie mit ihm sprechen wollen, so werden Sie, glaube ich, finden, daß sich Alles beilegen läßt."

„Ich schulde Mr. Forrest schon hundertundfünfzig Pfund, die ich mir von ihm geben ließ, als Sie mich wegen des Kaufpreises für jenes Pferd drängten, und ich will diese Schuld nicht vermehren. Was für ein Narr war ich auch in diesem Punkte! Sie wissen wahrscheinlich gar nicht mehr, daß, als ich mich dazu verstand, das Pferd zu kaufen, der Preis mein Beitrag zur Bezahlung dieser Wechsel sein sollte."

„Ich weiß es wohl; ich will Ihnen aber sagen, wie die Sache zusammenhing."

„Es kommt Nichts darauf an. Alle diese

Manövers haben nur einen und denselben Zweck gehabt."

„Aber so hören Sie doch! Ganz gewiß hätten Sie Mitleid mit mir, wenn Sie wüßten, was ich Alles durchzumachen gehabt. Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß ich nicht die Absicht hatte, Ihnen das Geld abzuverlangen, als Sie das Pferd nahmen. Sie entsinnen sich aber wohl noch jener Angelegenheit Lufton's, als er zu Ihnen in Ihr Hotel in London kam und wegen eines außenstehenden Wechsels so aufgebracht war."

„Ich weiß, daß er, in so weit ich in Frage kam, sehr unbillig war."

„Allerdings war er dies, aber dies macht keinen Unterschied. In seiner Wuth war er entschlossen, die ganze Sache an die Oeffentlichkeit zu bringen, und ich sah ein, daß dies, wenn er es gethan hätte, für Sie sehr nachtheilig gewesen wäre, weil Sie damals gerade erst die Pfründe in Barchester angenommen hatten."

Hier zuckte der arme Pfründner fürchterlich zusammen.

„Ich setzte Himmel und Erde in Bewegung, um jenen Wechsel aufzutreiben," fuhr Mr. Sowerby fort;

„jene Geier hielten aber ihre Beute fest, als sie merkten, welchen Werth ich darauf legte, und ich mußte über hundert Pfund auftreiben, um in den Besitz des Papieres zu gelangen, obschon jeder Schilling, der darauf vorgeschossen worden, längst bezahlt war. In meinem ganzen Leben habe ich nicht so innig gewünscht, Geld zu bekommen, wie als ich diese hundertundzwanzig Pfund aufzutreiben suchte, und so wahr ich ewig selig zu werden hoffe, ich that es blos um Ihretwillen. Lufton hätte mir in dieser Sache Nichts anhaben können."

„Aber Sie sagten mir ja, Sie hätten das Papier für fünfundzwanzig Pfund bekommen."

„Ja, das sagte ich ihm allerdings. Ich mußte es ihm sagen, weil ich ihm nicht merken lassen durfte, wie viel mir daran lag, das Papier in die Hände zu bekommen. Auch wissen Sie, daß ich nicht dieses Alles in seiner und Ihrer Gegenwart auseinandersetzen konnte. Sie würden, von Widerwillen erfüllt, auf die ganze Pfründe verzichtet haben."

„Wollte Gott, ich hätte es gethan!" sagte Mark bei sich selbst, obschon vergebens.

„Wohlan," fuhr Sowerby fort, „ich bekam das Geld, aber Sie würden kaum glauben, welches Unter=

pfand man von mir für die Wiederbezahlung verlangte. Ich bekam es von Harold Smith, und niemals, selbst nicht in meiner größten Noth, werde ich ihn wieder um Beistand angehen. Ich borgte es blos auf vierzehn Tage, und um es wiederbezahlen zu können, mußte ich Sie um den Kaufpreis für jenes Pferd bitten. Um Ihretwillen that ich dies Alles, Mark — blos um Ihretwillen."

„Und nun soll ich Sie für Ihre Freundlichkeit durch den Verlust meiner ganzen irdischen Habe bezahlen, nicht wahr?"

„Wenn Sie die ganze Angelegenheit in Mr. Forrest's Hand legen, so braucht Nichts angerührt zu werden, nicht ein Haar auf dem Rücken eines Pferdes, obschon Sie genöthigt sein würden, den ganzen Betrag selbst allmählich von Ihrem Einkommen zu bezahlen. Sie müssen eine Reihe von vierteljährlich fällig werdenden Wechseln ausstellen und dann —"

„Ich stelle keinen Wechsel aus! Ich schreibe meinen Namen unter kein Papier der Art! In dieser Beziehung steht mein Entschluß fest — mag man kommen und das Schlimmste über mich verhängen!"

Mr. Sowerby redete noch lange, war aber

nicht im Stande, den Vicar wankend zu machen. Dieser wollte von Allem, was Mr. Sowerby ein Arrangement nannte, durchaus Nichts hören, sondern blieb dabei, daß er zu Hause in Framley bleiben würde, und daß Jeder, der Ansprüche an ihn hätte, gerichtliche Schritte thun möchte.

„Ich selbst werde Nichts thun,“ sagte er; „wenn aber gerichtliche Schritte gegen mich gethan werden, so werde ich beweisen, daß ich niemals einen Schilling von diesem Gelde besessen.“

Und mit diesem Entschluß verließ er den „Drachen.“

Mr. Sowerby hatte ein Mal gesagt, es werde räthlich sein, jene Summe von John Robarts, dem Bruder des Vicars, zu borgen, dieser aber wollte jetzt Nichts davon wissen; Mr. Sowerby war nicht der Freund, mit welchem er sich jetzt über dergleichen Dinge zu berathen wünschte.

„Ich bin,“ sagte er, „jetzt nicht vorbereitet, zu erklären, was ich thun könnte. Ich muß erst sehen, was für Schritte von Andern gethan werden.“

Und damit nahm er seinen Hut, ging fort, bestieg im Hofe des „Drachen“ sein Pferd — das Pferd, welches ihm jetzt aus vielen Gründen

so verhaßt war — und ritt langsam nach Hause zurück.

Viele Gedanken gingen ihm während dieses Rittes durch den Kopf, aber nur ein einziger Entschluß faßte festen Stand. Er mußte seinem Weibe nun Alles sagen. Er wollte nicht so grausam sein, es zu verschweigen, bis ein Gerichtsdiener an die Thür pochte, um ihn in Wechselarrest zu führen, oder bis man ihnen die Betten wegnahm, auf welchen sie lagen. Ja, er wollte ihr Alles sagen — sofort, ehe noch sein Entschluß wieder in den Hintergrund träte.

Auf dem Hofe stieg er ab und als er die Hausmagd an der Küchenthür sah, befahl er ihr, ihre Herrin zu bitten, sich bei ihm in seinem Zimmer einzufinden. — Wenn es ein Mal bestimmt ist, daß ein Mensch ertrinken soll, ist es dann nicht besser, wenn er ertrinkt und dann damit fertig ist?

Fanny erschien sofort und kam so schnell herbeigeeilt, daß sie seinen Arm berührte, als er selbst erst in's Zimmer trat.

„Mary sagt, Du wolltest mich sprechen," sagte sie. „Ich war im Garten und jätete."

„Ja, Fanny, ich wünsche Dich allerdings zu sprechen. Setz' Dich einen Augenblick nieder."

Und er ging quer über das Zimmer, um seine Reitgerte an den gewohnten Nagel zu hängen.

„O, Mark, ist Etwas vorgefallen?“ fragte Fanny zitternd.

„Ja, theuerstes Weib, ja. Setze Dich, Fanny; ich kann besser zu Dir sprechen, wenn Du Dich setzest.“

Aber die arme Frau wünschte nicht, sich zu setzen. Er hatte auf ein Unglück hingedeutet, und deßhalb wünschte sie ihm zur Seite zu stehen, um ihn, da nöthig, mit ihrer schwachen Kraft zu stützen.

„Nun gut, wenn ich muß, so will ich mich setzen. Aber, Mark, erschrecke mich nicht. Warum machst Du ein gar so verzweifeltes Gesicht?“

„Fanny, ich habe sehr unrecht gehandelt,“ sagte er. „Ich bin sehr thöricht gewesen. Ich fürchte, daß ich großen Kummer und großes Drangsal über Dich gebracht habe.“

Und dann stützte er den Kopf auf die Hand und wendete das Gesicht von ihr ab.

„O, Mark, theuerster Mark, theuerster Mark, was ist es?“ rief Fanny, sprang rasch von ihrem Stuhl auf und warf sich ihm zu Füßen. „Wende

Dich nicht von mir ab. Sage es mir, Mark! Sag' es mir, damit wir es theilen können."

„Ja, Fanny, ich muß es Dir jetzt sagen, aber ich weiß nicht, was Du von mir denken wirst, wenn Du es gehört hast."

„Ich werde denken, daß Du mein Gatte bist, Mark. Dies werde ich denken — dies hauptsächlich, mag es sein, was es wolle."

Und dann liebkos'te sie seine Kniee und blickte zu ihm auf, ergriff eine seiner Hände und drückte sie zwischen ihre beiden. „Und wenn Du auch thöricht gewesen bist, wer sollte Dir verzeihen, wenn ich es nicht könnte?"

Und nun erzählte er ihr Alles von jenem Abend an, wo Mr. Sowerby ihn in sein Schlafzimmer gelockt, und sprach dann bald von den Wechseln, bald von den Pferden, bis die arme Fanny durch diese complicirte Geschichte ganz verwirrt gemacht ward. Sie konnte ihm nicht in di. Einzelnheiten der Geschichte folgen, und eben so wenig konnte sie vollkommen seine Entrüstung gegen Mr. Sowerby theilen, denn von den Operationen bei Erneuung oder Prolongation eines Wechsels hatte sie keinen Begriff. Die für sie einzig wichtige Frage in der ganzen Angelegenheit war

die Höhe der Summe, welche ihr Gatte aufgefordert werden würde, zu bezahlen — so wie ihre zuversichtliche Hoffnung, oder vielmehr fast Ueberzeugung, daß er niemals wieder in dergleichen Schulden gerathen würde.

„Und wie viel ist es im Ganzen, theuerster Freund?"

„Neunhundert Pfund verlangen diese Menschen von mir."

„O mein Gott, das ist eine furchtbare Summe!"

„Und dann sind noch die hundertundfünfzig, welche ich bei der Bank geliehen — der Preis des Pferdes, wie Du weißt — und dann sind auch noch andere Schulden da — allerdings nicht viel, aber die Leute werden jetzt jeden Schilling haben wollen, der ihnen gebührt. Wenn ich Alles bezahlen soll, so brauche ich zwölf= bis dreizehnhundert Pfund."

„Das wäre ja selbst mit der Pfründe beinahe unser ganzes Einkommen während eines Jahres!"

Dies war das einzige vorwurfsvolle Wort, welches Fanny aussprach, wenn man es nämlich einen Vorwurf nennen konnte.

„Ja," sagte er, „und dieses Geld wird von Leuten gefordert, welche es ohne Erbarmen eintreiben

werden. Und wenn man bedenkt, daß ich alle diese Schulden gemacht habe, ohne je nur Etwas dafür erhalten zu haben! O, Fanny, was wirst Du von mir denken!"

Sie schwur ihm aber, daß sie ihre Gedanken mit Bezug auf ihn niemals dabei verweilen lassen würde. War er nicht ihr Gatte! Sie freute sich so sehr, daß sie dies wußte, daß sie ihn trösten konnte.

Und so tröstete sie ihn wirklich, und die Last schien, so wie er davon sprach, auf seinen Schultern immer leichter und leichter zu werden.

Eine Bürde, die ein einziges Paar Schultern zu zermalmen droht, wird, wenn sie gleichgestellt wird — wenn zwei Personen sie tragen, von welchen jede bereit ist, die schwerere Hälfte auf sich zu laden, leicht wie eine Feder. Ist nicht einer der Hauptgründe, aus welchen ein Mann sich ein Weib wünscht, der, daß er die Last seines Gemüths mit ihr theilen kann? Denn es giebt keine größere Thorheit, als seine Sorgen zu verschweigen.

Und diese Frau übernahm heiter, froh und dankbar ihren Antheil. Mit ihrem Herrn und Gemahl alles Ungemach zu theilen, war ihr leicht. Es war die Aufgabe, zu welcher sie sich verbindlich gemacht.

Der Gedanke aber, daß ihr Gemahl Sorgen hätte, die er ihr nicht mittheilte, wäre für sie unerträglich gewesen.

Und nun discutirten sie ihre Pläne, wie sie sich aus dieser furchtbaren Geldschwierigkeit retten konnten. Fanny schlug als ächte Hausfrau vor, sofort Alles abzuschaffen, was überflüssig sei. Sie wollten alle ihre Pferde verkaufen; ihre Kühe wollten sie zwar nicht verkaufen, wohl aber die Butter, die von ihnen kam; sie wollten das Ponychaischen abschaffen und dem Stallburschen sein Attest schreiben. Daß der Lakai fort müsse, verstand sich von selbst.

„Jedenfalls, liebe Fanny," sagte Mark, „kannst Du glauben, daß ich um keiner Verlockung willen, die mir jemals geboten werden könnte, je wieder meinen Namen unter einen Wechsel schreiben werde."

Der Kuß, mit welchem Fanny für das ihr gespendete feine Lob dankte, war so warm und innig, als ob Mark die erfreulichste Nachricht mit nach Hause gebracht hätte, und als er, wie dies an diesem Abend geschah, am Tische saß und die Sache nicht blos mit Fanny, sondern auch mit Lucy besprach, wunderte er sich, wie es kam, daß seine Drangsale ihm jetzt so leicht erschienen.

Ob der Mensch seine Privatvergnügungen haben sollte oder nicht, darüber will ich mich jetzt nicht aussprechen, so viel aber kann ich sagen und behaupten, daß es nie der Mühe verlohnt, seine Kümmernisse für sich zu behalten.



Ende des vierten Bandes.



Druck von C. Roeßler in Grimma.


Digitized by Google